DIE EINSAMEN

Kindheitsnovellen von

Ossyp Dymow / Adolf von Hatzfeld
Hermann Hesse / Joseph Mühlberger
Robert Musil / Fjodor Ssologub
Stefan Zweig

Herausgegeben von Heinz Stroh

Willi Weismann-Verlag / München

HEINZ STROH: DIE EINSAMEN

DIE EINSAMEN

Kindheitsnovellen

von

Ossip Dymow, Adolf von Hatzfeld, Hermann Hesse, Josef Mühlberger, Robert Musil, Fjodor Ssologub und Stefan Zweig

Herausgegeben von

HEINZ STROH

WILLI WEISMANN VERLAG · MÜNCHEN

Umschlagzeichnung von Anni Englert
Auflage 5000, 1947 —
Veröffentlicht mit Genehmigung Nr. US • E • 157 der Militärregierung
Druck der J. G. Weiß'schen Buchdruckerei, München

– Blicken wir in uns, so schauen wir die Kinderzeit und erschrecken ob der Unaufrichtigkeit dessen, das später kam.

Und prüfen wir uns, so erkennen wir, daß das süßeste und bitterste, daß das stärkste Erleben in ihr war. Und sind wir ehrlich, so müssen wir den Wunsch aussprechen: einmal wollen wir, einmal möchten wir — so gerne! — Kind sein.

Heinz Stroh



Hermann Hesse

BEGINN DER KRANKHEIT

„Pierre ist so langweilig", sagte Albert zu seiner Mutter, als sie miteinander in den vom Regen erfrischten Garten gingen, um Rosen zu schneiden. „Er hat sich ja die ganze Zeit nicht eben viel aus mir gemacht, aber gestern war rein gar nichts mit ihm anzufangen! Neulich, als ich davon sprach, wir wollten einmal eine Wagenfahrt zusammen machen, da war er ganz begeistert. Und gestern mochte er kaum mitgehen, ich mußte ihn fast darum bitten. Es war ja kein sehr großes Vergnügen für mich, da ich nicht beide Pferde nehmen durfte, ich ging eigentlich überhaupt nur seinetwegen."

„War er denn unterwegs nicht artig?" fragte Frau Veraguth.

„Ach, artig war er schon, nur so langweilig! Er hat manchmal direkt etwas Blasiertes, der Junge. Was ich auch vorschlug und was ich ihm zeigte oder anbot, war ihm kaum ein Jaja oder ein Lächeln wert, er wollte nicht auf dem Bock sitzen, er wollte nicht kutschieren lernen, nicht einmal Aprikosen essen wollte er. Richtig wie ein verwöhnter Prinz. Es war ärgerlich, und ich sage es dir, weil ich ihn wirklich ein andermal nicht wieder mitnehmen möchte."

Die Mutter blieb stehen und sah ihn prüfend an; sie mußte über seine Erregung lächeln und sah mit Befriedigung in seine funkelnden Augen. „Großer Junge", sagte sie begütigend, „du mußt Geduld mit ihm haben. Vielleicht war er nicht ganz wohl, er hat auch heut früh fast nichts gegessen. Das kommt bei allen Kindern zuweilen vor, bei dir wars auch einmal so. Ein bißchen Magenkatarrh oder eine Nacht mit schlechten Träumen ist meistens schuld daran,

und Pierre ist freilich etwas zart und empfindlich. Und dann, versteh, ist er vielleicht auch ein wenig eifersüchtig. Du mußt bedenken, er hat mich sonst immer ganz für sich, und jetzt bist du da und er muß mit dir teilen."

„Wenn ich doch Ferien habe! Das muß er doch wahrhaftig begreifen, er ist ja nicht dumm!"

„Er ist ein kleines Kind, Albert, und du mußt schon der Gescheitere sein."

Es tropfte noch von den frisch metallen glitzernden Blättern. Sie gingen den gelben Rosen nach, die Albert besonders liebte. Er bog die Kronen der Bäumchen auseinander, und die Mutter schnitt mit der Gartenschere die Blumen ab, die noch etwas nüchtern und verregnet herabhingen.

„War ich eigentlich Pierre ähnlich, als ich in seinem Alter war?" fragte Albert nachdenklich.

Frau Adele besann sich. Sie ließ die Hand mit der Schere sinken, sah dem Sohn in die Augen und schloß dann die ihren, um sein Knabenbildnis in sich wachzurufen.

„Du warst ihm äußerlich ziemlich ähnlich, bis auf die Augen, und du warst weniger dünn und schlank, das Wachsen kam bei dir etwas später."

„Und sonst? Ich meine innerlich?"

„Nun, Launen hast du auch gehabt, mein Junge. Aber ich glaube, du warst doch beständiger, du hast deine Spiele und Arbeiten nicht so rasch gewechselt wie Pierre. Er ist auch überschwenglicher, als du warst, er ist weniger im Gleichgewicht."

Albert nahm der Mutter die Schere aus der Hand und beugte sich suchend über einen Rosenstrauch. „Pierre hat mehr von Pap", sagte er leise. „Du, Mutter, das ist so merkwürdig, wie in den Kindern sich die Eigenschaften ihrer Eltern und Vorfahren wiederholen und vermischen! Meine Freunde sagen, jeder Mensch habe schon als kleines Kind alles in sich, was sein ganzes Leben bestimmt, und man könne gar nichts dagegen tun, einfach gar nichts. Wenn zum Beispiel einer die Anlage zum Dieb oder Mörder in sich

hat, so hilft alles nichts, er muß und muß ein Verbrecher werden. Es ist eigentlich furchtbar. Du glaubst doch auch daran? Es ist vollkommen wissenschaftlich."

„Das ist mir einerlei", lächelte Frau Adele. „Wenn jemand ein Verbrecher geworden ist und Menschen umgebracht hat, so kann die Wissenschaft vielleicht nachweisen, daß das schon immer in ihm gesteckt hat. Aber ich zweifle gar nicht daran, daß es sehr viele rechtschaffene Leute gibt, die von Eltern und Voreltern her Böses genug geerbt haben und doch gut bleiben, und das kann die Wissenschaft nicht gut untersuchen. Eine gute Erziehung und ein guter Wille sind mir sicherer als alle Vererbungen. Was recht und anständig ist, das wissen wir und können es lernen, und daran muß man sich halten. Was man aber etwa von vorväterlichen Geheimnissen in sich hat, das weiß niemand genau, und es ist besser, damit nicht viel zu rechnen."

Albert wußte, daß seine Mama sich auf dialektische Dispute niemals einlasse, und sein Wesen gab ihrer einfachen Denkart eigentlich instinktmäßig recht. Doch spürte er wohl, daß damit das gefährliche Thema keineswegs erledigt sei, und er hätte nun gerne etwas Gründliches über jene Lehre von der Kausalität gesagt, die ihm aus den Reden einiger Freunde immer so sehr eingeleuchtet hatte. Doch besann er sich vergebens auf feste, klare, stichhaltige Sätze, auch fühlte er — im Gegensatz zu jenen Freunden, die er doch bewunderte — sich eigentlich viel mehr für eine moralische oder auch ästhetische Betrachtung der Dinge begabt als für die wissenschaftlich vorurteilslose, zu der er sich unter seinen Studiengenossen bekannte. So ließ er denn diese Dinge auf sich beruhen und ging den Rosen nach.

Unterdessen war Pierre, der sich wirklich nicht wohl fühlte und am Morgen weit später als sonst und ohne Lebensfreude erwacht war, so lange im Kinderzimmer bei seinen Spielsachen geblieben, bis es ihm langweilig wurde. Es war ihm ziemlich elend zumute und ihm schien, es müsse heute schon etwas Besonderes geschehen und sich einfinden,

damit dieser geschmacklose Tag erträglich und ein bißchen hübsch werde.

Unruhig zwischen Erwartung und Mißtrauen ging er aus dem Hause und in den Lindengarten, auf der Suche nach irgend etwas Neuem, nach irgendeinem Fund oder Abenteuer. Sein Magen war öde, das kannte er aus früheren Erfahrungen, und sein Kopf war müde und schwer, wie er ihn noch nie gefühlt hatte, und am liebsten hätte er sich an der Mutter Knie geflüchtet und geheult. Allein das ging nicht, solange der stolze, große Bruder da war, der ihn ohnehin immer fühlen ließ, daß er noch ein kleiner Bub sei.

Wenn es nur der Mutter eingefallen wäre, von sich aus etwas zu tun, ihn zu rufen und ihm ein Spiel vorzuschlagen und nett mit ihm zu sein. Aber die war jetzt natürlich wieder mit Albert gegangen. Pierre fühlte, es war heute ein Unglückstag und wenig zu hoffen.

Er schlenderte unentschlossen und mißmutig die Kieswege entlang, den welken Stiel einer Lindenblüte zwischen den Zähnen und die Hände in den Taschen. Es war frisch und feucht im morgendlichen Garten, und der Stiel schmeckte bitter. Er spie ihn aus und blieb verdrießlich stehen. Nichts wollte ihm einfallen, er mochte heute nicht Prinz noch Räuber, nicht Fuhrmann noch Baumeister sein.

Mit gerunzelter Stirne schaute er am Boden umher, stocherte mit den Schuhspitzen im Kies und schleuderte eine graue schleimige Wegschnecke mit dem Fuß weit fort ins nasse Gras. Es wollte nichts zu ihm sprechen, kein Vogel noch Schmetterling, nichts wollte ihn anlachen und ihn zur Fröhlichkeit verführen. Alles schwieg, alles sah alltäglich, hoffnungslos und schäbig aus. Er versuchte am nächsten Strauch eine kleine hellrote Johannisbeertraube; sie schmeckte kalt und sauer. ‚Man sollte sich hinlegen und schlafen', dachte er, ‚so lange schlafen, bis alles wieder neu und schön und lustig aussähe.' Es hatte ja keinen Sinn, da herumzugehen und sich zu plagen und auf Dinge zu warten, die doch nicht kommen wollten. Wie schön könnte es

sein, wenn zum Beispiel etwa ein Krieg ausgebrochen wäre und eine Menge Soldaten zu Pferde auf der Straße herankämen, oder wenn irgendwo ein Haus in Flammen stände oder eine große Überschwemmung wäre. Ach, diese Sachen standen alle nur in den Bilderbüchern, in Wirklichkeit bekam man sie nie vor Augen, und vielleicht gab es sie gar nicht.

Seufzend schlenderte der Knabe weiter, das hübsche, zarte Gesicht erloschen und voll Kummer. Als er jenseits der hohen Spalierwand die Stimme Alberts und der Mutter hörte, überfielen ihn Eifersucht und Widerwillen so stark, daß er Tränen in die Augen bekam. Er kehrte um und ging ganz leise, um nicht gehört und angerufen zu werden. Er wollte jetzt niemand Rede stehen, er wollte von niemand zum Reden und Aufmerken und Artigsein genötigt werden. Es ging ihm schlecht, jämmerlich schlecht, und niemand kümmerte sich um ihn, so wollte er wenigstens die Vereinsamung und Trauer auskosten und sich richtig elend fühlen.

Er dachte auch an den lieben Gott, den er zuzeiten sehr schätzte, und einen Augenblick brachte der Gedanke einen fernen Schimmer von Trost und Wärme, aber das sank schnell wieder unter. Wahrscheinlich war es mit dem lieben Gott auch nichts. Und doch hätte er gerade jetzt so sehr jemand gebraucht, auf den ein Verlaß war und von dem man sich etwas Hübsches und Tröstliches versprechen durfte.

Da fiel ihm der Vater ein. Es war ein ahnungsvolles Gefühl, daß der ihn vielleicht verstehen könnte, da er selber meistens still und gespannt und unfroh aussah. Der Vater stand ohne Zweifel, so wie immer, in seinem großen, stillen Atelier drüben und malte an seinen Bildern. Da war es eigentlich nicht gut, ihn zu stören. Aber er hatte ja erst ganz kürzlich gesagt, Pierre solle nur immer zu ihm kommen, wenn es ihn gelüste. Vielleicht hatte er es wieder vergessen, alle Erwachsenen vergaßen ja ihre Versprechungen immer so bald wieder. Aber versuchen konnte man es

einmal. Lieber Gott, wenn man doch durchaus keinen anderen Trost wußte und es so nötig hatte!

Langsam erst, dann in aufglimmender Hoffnung rascher und straffer ging er den schattigen Weg zum Atelier. Da nahm er die Türklinke in die Hand und blieb stehen, um zu lauschen. Ja, der Papa war drinnen, er hörte ihn schnauben und räuspern, und er hörte das hölzerne Geräusch der fein klappernden Pinselstiele, die er in der Linken hielt.

Vorsichtig drückte er die Klinke herab, öffnete die Tür geräuschlos und steckte den Kopf hinein. Der heftige Geruch von Terpentin und Lacken war ihm zuwider, aber des Vaters breite, starke Gestalt erweckte Hoffnung. Pierre trat ein und schloß die Türe hinter sich. Beim Einschnappen der Klinke zuckte der Maler, von Pierre aufmerksam beobachtet, mit den breiten Schultern und wendete den Kopf zurück. Die scharfen Augen blickten beleidigt und fragend herüber und der Mund stand unangenehm offen.

Pierre rührte sich nicht. Er sah dem Vater in die Augen und wartete. Alsbald wurden dessen Augen freundlicher und sein böses Gesicht kam in Ordnung.

„Sieh da, Pierre! Wir haben uns einen ganzen Tag nicht gesehen. Hat Mama dich hergeschickt?" Der Kleine schüttelte den Kopf und ließ sich küssen. „Willst du ein wenig bei mir sein und zusehen?" fragte der Vater freundlich. Zugleich wandte er sich wieder seinem Bilde zu und zielte scharf mit einem spitzen Pinselchen auf einen Fleck. Pierre sah zu. Er sah den Maler auf seine Leinwand blicken, sah seine Augen gespannt und wie zornig starren und seine starke, nervöse Hand mit dem dünnen Pinsel zielen, er sah ihn die Stirnfalten spannen und die Unterlippe mit den Zähnen fassen. Dazu roch er die starke Werkstattluft, die er nie gern gehabt hatte und die ihm heut besonders widerlich war.

Seine Augen erloschen, und er blieb wie gelähmt bei der Türe stehen. Er kannte das alles, diesen Geruch und diese Augen und diese Grimassen der Aufmerksamkeit, und er

wußte, es war töricht gewesen zu erwarten, daß es heute anders sei als immer. Der Vater arbeitete, er wühlte in seinen starkriechenden Farben und dachte an nichts in der Welt als an seine dummen Bilder. Er war töricht gewesen, hier hereinzukommen. Die Enttäuschung ließ des Knaben Gesicht erschlaffen. Er hatte es ja gewußt! Es gab heute keine Zuflucht für ihn, bei der Mutter nicht und hier erst recht nicht.

Eine Minute lang stand er gedankenlos und traurig und blickte, ohne etwas zu sehen, auf das große Bild mit den spiegelnd nassen Farben. Dafür hatte Papa Zeit, für ihn nicht. Er nahm die Klinke wieder in die Hand und drückte sie nieder, um still davonzugehen.

Veraguth hörte aber das schüchterne Geräusch. Er blickte sich um, brummte und kam heran.

„Was ist, Pierrot? Nicht davonlaufen! Willst du nicht ein wenig beim Papa bleiben?"

Pierre zog seine Hand zurück und nickte schwach.

„Hast du mir etwas sagen wollen?" fragte der Maler freundlich. „Komm, wir setzen uns zusammen, dann erzählst du mir. Wie war denn die Ausfahrt gestern?"

„O, es war nett", sagte der Kleine artig.

Veraguth fuhr ihm mit der Hand übers Haar. „Hat es dir nicht gut getan? Du siehst ein bißchen verschlafen aus, mein Junge! Du hast doch nicht etwa Wein bekommen, gestern? Nein? Also, was tun wir jetzt? Wollen wir zeichnen?"

Pierre schüttelte den Kopf.

„Ich mag nicht, Papa. Es ist heut so langweilig." — „So? Du hast gewiß schlecht geschlafen? Wollen wir ein wenig miteinander turnen?" — „Ich mag nicht. Ich mag nur gerne bei dir sein, weißt du. Aber es riecht hier so schlecht."

Veraguth streichelte ihn und lachte.

„Ja, das ist ein Unglück, wenn du keine Farben riechen magst und ein Malerskind bist. Da wirst du wohl nie ein Maler werden?"

„Nein, ich will auch nicht."

„Was willst du denn werden?"

„Gar nichts. Am liebsten wär ich ein Vogel oder so etwas."

„Das wär nicht schlecht. Aber sag mir jetzt, Schatzi, was du gern von mir hören möchtest. Schau, ich muß an dem großen Bild weiterarbeiten. Wenn du willst, kannst du dableiben und etwas spielen. Oder soll ich dir ein Bilderbuch zum Anschauen geben?"

Nein, das war es nicht, was er wollte. Er sagte, nur um wieder loszukommen, er werde jetzt die Tauben füttern gehen, und er merkte genau, daß der Vater aufatmete und froh war, ihn gehen zu sehen. Er wurde mit einem Kuß entlassen und ging hinaus. Der Vater zog die Tür zu, und Pierre stand wieder allein, noch leerer als zuvor. Er irrte quer über den Rasen, wo er eigentlich nicht gehen sollte, er riß zerstreut und bekümmert ein paar Blumen ab und sah gleichgültig zu, wie seine hellen gelben Schuhe im nassen Grase Flecken bekamen und dunkel wurden. Schließlich warf er sich, von Verzweiflung überwältigt, mitten in den Rasen, wühlte schluchzend den Kopf ins Gras und fühlte die Ärmel seiner hellblauen Bluse naß werden und an den Armen kleben. Erst als er zu frieren begann, stand er ernüchtert auf und schlich scheu ins Haus.

Bald würde man ihn rufen, und dann würde man sehen, daß er geweint hatte, und dann würde man die nasse, schmutzige Bluse und die feuchten Schuhe bemerken und ihn dafür schelten. Feindselig ging er an der Küchentüre vorüber, er mochte jetzt mit niemand zusammentreffen. Er wäre am liebsten irgendwo weit fort gewesen, wo niemand von ihm wußte und nach ihm fragte.

Da sah er an einem der selten bewohnten Gastzimmer den Schlüssel stecken. Er ging hinein, zog die Türe zu, schloß auch die offenstehenden Fenster und verkroch sich wild und müde und ohne die Schuhe auszuziehen auf ein

großes unüberzogenes Bett. Da blieb er zwischen Weinen und Schlummern in seinem Jammer liegen. Und als er, nach einer langen Zeit, seine Mutter im Hof und auf der Treppe nach ihm rufen hörte, gab er keine Antwort und grub sich trotzig tiefer in die Decke. Die Stimme der Mutter kam und ging und verklang endlich, ohne daß er sich überwinden konnte, ihr zu folgen. Zuletzt schlief er mit nassen Wangen ein.

Ossip Dymow

BELEIDIGUNG

Bis zu meinem vierzehnten Lebensjahre lag ich im Kampfe mit den „Strolchen". Ich bediente mich dieses Ausdrucks keineswegs in seinem gemeinen, alltäglichen Sinne. Ich vermutete nämlich damals, daß sie wirklich so hießen; es gab Soldaten, Feuerwehrmänner, Juden, Knaben, Mädchen und „Strolche". Alle Knaben, die keine Hosenträger hatten und barfuß umherliefen, waren Strolche. Ihr Merkmal war, daß sie nicht gingen, sondern liefen. Sie waren schmutzig, konnten laut pfeifen, indem sie die Finger beider Hände in den Mund steckten, und vermochten auf keine Weise in die Realschule zu gelangen und eine Uniform zu tragen. Indes wir anderen alle niemals barfüßig gingen, auf der Straße nicht pfiffen und eine Uniform trugen.

Sicherlich waren das nur arme Arbeiter- und Handwerkerkinder, Söhne der Schuhmacher, Weber, Dachdecker. Aber das kam mir damals nicht in den Sinn. Denn, so mußte ich wohl gedacht haben, wenn es Arbeiterkinder wären, müßten doch auch Mädchen darunter sein; Mädchen gab es keine, richtiger, ich sah sie nicht. Mein Krieg mit den Strolchen begann kurze Zeit vor meinem Eintritt in die Realschule. Und zwar war es so gekommen, daß ich selbst der schuldtragende Teil wurde und, ohne zu ahnen, was ich getan hatte, diese Knaben mir zu Feinden machte. Ich entsinne mich, daß es schon gegen Abend war. Ich kehrte von meinem Freund T. zurück. In den Händen hielt ich das Lehrbuch der Arithmetik und einige Hefte. Ich bereitete mich damals gemeinsam mit T. zur Aufnahmeprüfung vor.

Bei der Brücke blieb ich stehen und lehnte mich ans Geländer. Inmitten des seichten, orangefarbigen Flüßchens

schwamm wie ein Beistrich ein kleines Zweiglein und näherte sich langsam der Holzbrücke. Nun stand mir eine ziemlich schwierige Sache bevor; es galt beim Spucken so zu zielen, daß das schwarze Zweiglein gerade in dem Augenblick getroffen wurde, als es unterhalb der Brücke verschwinden wollte. Das Arithmetikbuch und die Hefte legte ich neben mich auf das ungestrichene glänzende Holzgeländer, das von dem nahenden Abend schon abgekühlt war. Ich entsinne mich, daß es auf dem Heimwege noch heiß gewesen war. Ich blickte starr hinab, streckte die Lippen vor und bemerkte vor lauter Anstrengung nicht, was um mich vorging. Der Zweig schwamm leise heran...

„Vielleicht bekommen wir Radieschen zum Abendbrot", dachte ich. Neben mir fühlte ich etwas Fremdes; zwei barfüßige Knaben ohne Hosenträger standen am Geländer und schauten in derselben Richtung — in das orangefarbige Wasser. Da sie nichts Besonderes erblickten, wendeten sie sich an mich. Ein schwarzer Junge mit einem zerrissenen Strohhut ohne Band berührte meine Hefte.

„Was ist das?" fragte er interessiert und freundlich. Ich errötete und wurde erregt. Mit Unbekannten sprach ich wie mit einem versöhnten Feind: ich schämte mich, mied ihn, und insgeheim liebte ich ihn. Diese Empfindungen lebten noch lange in mir. Der zweite Knabe, mit einer Hasenscharte auf der Oberlippe, rückte auch an mich heran.

„Ich lerne, studiere", erwiderte ich und zog die Hefte näher zu mir.

„Zeige."

„Nein", sagte ich, wer weiß warum, und bemerkte, wie der schwarze gebogene Zweig unter der Brücke verschwand; „ihr dürft es nicht."

„Weshalb dürfen wir's nicht?" fragte der Knabe mit der Hasenscharte.

„Ich werde im Herbst die Aufnahmeprüfung in die Realschule ablegen."

Beide sahen mich aufmerksam an. Der erste Knabe kratzte sich, ohne den Hut abzunehmen, durch das darin befindliche Loch.

„Ihr habt das nicht nötig", fügte ich ernst erklärend hinzu, „ihr seid Strolche."

Ich verstand nicht, weshalb der mit der Hasenscharte beim Weggehen sagte: „Wir werden dir's schon zeigen."

Mir war, als hätte ich falsch gehört.

Nach einer halben Stunde dachte ich bei den frischen Radieschen — ich hatte es richtig erraten —, wie schön es wäre, auch so eine Lippe zu haben, und ich ahmte sie mit den Fingern nach, um zu sehen, wie sie sich ausnehmen würde.

Ich hatte diesen Vorfall schon gänzlich vergessen, als ich nach einigen Tagen meinen Bekannten mit dem Strohhut auf der Straße traf. Er trug einen Eimer in der Hand, und ein sommersprossiger Junge ging neben ihm. Ich wußte nicht, ob ich ihn grüßen sollte oder nicht, und dachte, das beste sei, auf die andere Seite zu gehen. Ich wollte schon das Trottoir verlassen, als ich seine Stimme hörte. „Das ist ja derselbe."

Gerade wollte ich freundlich lächeln, als etwas schmerzhaft an meinen Nacken aufschlug, als wäre ein Erdklumpen auf mich gefallen. Sobald ich mich umblickte, sah ich, daß der Sommersprossige mit seinen braunen Beinen über die Straße lief und in einem Durchhause verschwand. „Der war's, der mich schlug. Mich! Mich!" Betrübt, erstaunt, gerötet, verwirrt, bestürzt stand ich in der Mitte der Straße. Ein älterer Herr, den ich bei den Begegnungen auf der Straße nie kennen wollte, blieb stehen und fragte:

„Was ist denn geschehen?"

Aus der Tabakfabrik trat eine Frau heraus und blieb auch stehen. Das Mitleid der beiden erschien mir wie ein Unterstreichen des Geschehenen. Ich sagte laut:

„Schweine."

Und ging weg, ohne mich umzublicken.

Seltsam: ich war gar nicht verwundert, ich fragte mich auch nicht, wofür man mich geschlagen hatte. Aber bedrückt, ja geradezu vernichtet war ich von dem Gedanken, daß man eben mich, Wlaß, geschlagen hatte. Mich, den zukünftigen Maler, der eine Mutter, einen Bruder hatte, der so interessante Träume sah und auf der Straße spazierenging, der im Walde unter einem Baume lag oder mit stockendem Herzschlag unter dem Fenster horchte, wenn bei Dorosows am Flügel gespielt wurde. Mich, Wlaß, der jeden Tag in der Früh und jeden Abend etwas erwartete. Es schien, als sei alles verblaßt, sei vernichtet worden, als hätte man mich aus allem herausgejagt, hinausgestoßen, und die fremden Menschen hätten es gesehen.

‚Weshalb ist das nicht T. zugestoßen?' dachte ich kummervoll; ‚T. ist klein, stößt mit der Zunge an, fürchtet sich vor Pferden, versteht oft keinen Scherz — für ihn wäre das passend gewesen. Er hätte das leichter ertragen, und ich hätte aufgelacht... Für ihn wäre es einerlei gewesen, und nach zwei Tagen hätte er es sicherlich vergessen.' Aber ich, ich würde noch lange daran denken — noch ein, zwei Jahre; diese Zeit würde verloren sein für mich, ich war gebrandmarkt... Ach, wenn das Jahr nur schnell verginge! Jetzt mußte ich die Beleidigung zu den früheren hinzufügen, mußte sie in mein „Sammelkästchen der Beleidigungen" legen.

Dieses Sammelkästchen befand sich in einem Blechrohr in der Küche, das den Herd mit dem Ofen in einer Querlinie verband. Der Ofen wurde niemals geheizt, es war auch unverständlich, wozu man ihn aufgestellt hatte. Das Blechrohr befand sich unterhalb der Decke, es war viereckig und mit Kalk gestrichen. In seiner Mitte war eine Ofenklappe. Da der Ofen nicht geheizt wurde, berührte außer mir nie jemand diese Klappe. Hier hatte ich mein Sammelkästchen der Beleidigungen untergebracht.

Zum letztenmal hatte ich die Klappe im Winter geöffnet — damals hatte mich die Mutter beleidigt — „leise", denn

es gab auch „laute" Beleidigungen, wie die von den Strolchen ... Wir hatten damals Besuch, man blieb etwas länger sitzen als sonst, und man schickte mich um eine Droschke, zugleich sollte ich auch um zehn Kopeken getrocknete Himbeeren für Olja kaufen, die wieder einmal erkältet war.

Ich lief munter zum Rathaus, wo sich der Standplatz der Kutscher befand. Es war kalt, ich faßte das Zehnkopekenstück fest in der Hand zusammen. Ich beschloß, die Himbeeren später zu kaufen, sprang also in die Droschke meines Bekannten Tschmut und stellte mich auf den Wagentritt ganz in einer Art, wie es der Löschmeister immer tat, wenn er sich mit seinem Wagen zu einem Brande begab. Als ich nun den Metallrahmen des Kutscherbockes erfassen wollte, streckte ich den Arm aus, vergaß dabei das Zehnkopekenstück und öffnete die Hand. Die Münze fiel hinaus, schlug auf das Rad und verschwand im Schnee. Etwa zehn Minuten wühlten alle Kutscher in dem dunkeln, kalten Schnee. Ihre Fürsorge rührte mich und machte mich verlegen. Ganz betrübt und bleich erzählte ich der Mutter von meinem Verlust und erhoffte ihr Mitleid.

Sie preßte aber die Lippen kalt und böse zusammen und sagte:

„Gewiß. Man fährt eine halbe Stunde in einer Droschke herum, zahlt dafür und sagt dann, man habe das Geld verloren. Mag doch die Schwester ohne die Medizin bleiben! Ja?"

Als am Morgen das Dienstmädchen das Fleisch holen ging, rückte ich den hohen Küchentisch an den Rauchfang heran, kletterte hinauf und öffnete meine Klappe. Links stand eine Zigarettenschachtel — Sorte Schmetterling —, fünfundzwanzig Stück zehn Kopeken. Darin lagen einige Zettelchen, die in der Art zusammengefaltet waren, wie in den Apotheken die Papiere für die Pulver gefaltet werden. Ich legte ein neues hinzu: „Ich war unschuldig — Tschmut — zehn Kopeken — zwanzig Minuten nach zehn Uhr abends, 18. Februar des Jahres 188 .." —

Alle diese Notizen waren mit einem Datum versehen: 18. Februar, 11. März, 1. Oktober, 16. Juli 188 .. Das erste Zettelchen, auch ein „stilles", trug das Datum vom 16. Juli. Ich entsinne mich noch, wie wir aus dem Walde heimgingen, meine Mutter mit zwei Damen, ich selbst voran mit dem Sohne einer der beiden Damen. Dieser Knabe fing nun harmonisch und gedehnt zu singen an, als zöge er an einem weißen Faden. Ich versuchte ihn nachzuahmen und begann auch zu singen, doch wollte mir keine klare, reine Note gelingen; ich konnte gar nicht begreifen, weshalb es mir nicht gelang.

Als der Knabe ausgesungen hatte, schwiegen die Damen hinter uns eine geraume Weile, und dann sagte meine Mutter als erste:

„Warum kannst du nicht so singen, du?"

Ich notierte das später, unterstrich das „du" und legte das Zettelchen in die Zigarettenschachtel „Schmetterling".

Diese Tage der Beleidigungen kannte ich alle auswendig, und wenn ein Jahrestag heranrückte, war ich aufgeregt und erwartete irgend etwas. Dann kombinierte ich die Ziffern, addierte, dividierte, subtrahierte sie und bemühte mich, jenes geheimnisvolle Gesetz zu entdecken, nach welchem die Beleidigungen mit total überraschender Wucht auf mich herniederstürzten und meine Seele verwundeten. Ich dachte nicht an Rache, ich wollte keine. Sicherlich empfand ich Zorn gegen alle, die mich beleidigt hatten, doch nicht darum hielt ich alle Beleidigungen in dem schwarzen, dunkeln Blechrohr verborgen, um später einmal mit meinen Beleidigern abzurechnen. Ich fühlte undeutlich, ich vermutete dumpf, daß die Beleidiger nicht ihrem eigenen Willen gehorchten, daß vielmehr in einem geheimnisvollen Augenblick, wenn die Summe der Monats-, Jahres- und Tageszahlen durch drei teilbar war, jemand sich hinter ihnen verbarg und sie gegen mich hetzte, vorausgesetzt aber, daß es die Nacht vorher geregnet hatte ... Ich wagte es nicht, klarer zu denken, getraute mich nicht, des Nachts den

Namen dieses geheimnisvollen Dritten auszusprechen, wenn ich in dem stechend heißen Bette daran dachte, wie in der schwarzen (und nicht bloß nächtlichen) Finsternis in dem Blechrohre dort die Beleidigungen lagen, die über mich hereingebrochen waren.

Als eine seltsame Waffe, als böse Erinnerungszeichen, als unvorsichtiges Zettelchen dieses Dritten bewahrte ich meine Beleidigungen auf und nahm mir vor, sie ihm einmal zu präsentieren.

... Nun stand ich wieder auf dem weißen, ungestrichenen Küchentisch, der so oft und so sorgfältig gewaschen wurde. In der Küche war das Geschirr schon weggeräumt, die sauberen, glänzenden, jetzt edlen Teller, die die Menschen verunreinigten, waren in den Kasten gestellt. Längs der Wand glitzerte in schmalen Streifen das Kupfer- und Blechgeschirr, kalte Kasserollen und ein sehr schwerer Mörser, der nach bitteren Mandeln roch und auch ein wenig nach Knoblauch, wie jener Leuchter. Das Dienstmädchen war in die Stadt gegangen, Jurij irgendwohin verschwunden, die Mutter hatte sich für eine Weile niedergelegt. Im Hause herrschte jene Stimmung von Regungslosigkeit und Sinnlosigkeit, die bei Sonnenschein im Juni von vier bis sechs Uhr in der Provinz herrscht ... Ich stand auf dem ungestrichenen, sorgsam abgeriebenen Küchentisch, mein Herz pochte, ich öffnete die Klappe, nahm das Schächtelchen „Schmetterling" hervor und legte einen Zettel hinein, der so zusammengefaltet war, wie die Papiere für die Pulver in der Apotheke.

„— Sommersprossig — schwarze Nasenlöcher — möge er verflucht sein — 14. Juli 188 . ., 6 Uhr 22 Minuten."

Ich hörte die Fliegen summen. Ich hörte die Fliegen summen inmitten der lautlosen Küche, der kalten, sauberen, geordnet aufgestellten Kasserollen und des schweren Mörsers. Selbst die dünne Schnur, an der er aufgehängt war, roch nach bitteren Mandeln und — entfernt — nach meiner Mutter, nach einem Feiertag ...

Es sei beschämend, in der Küche sich aufzuhalten, meinte die Mutter und auch Olja, aber das Herz stockte so seltsam, und alles war hier so unbegreiflich und ernst, wenn die Fliegen unsichtbar rein und ziehend summten. Nie in der Zukunft vermochte ich diesen nüchternen und ernsten ländlichen Klang zu vergessen, den ich in der Küche und manchmal am frühen Morgen eines Feiertages im Speisezimmer vernommen hatte, wenn die Sonnenstrahlen schräg durch das Fenster hereinfielen und noch niemand wach war.

Ein Rascheln. Ich versteckte den „Schmetterling" hastig links im Rohre und schloß die Klappe; einige flache kleine Mörteldreiecke fielen auf meinen Ärmel und auf den ungestrichenen Tisch, ich sprang hinab, brachte alles in Ordnung und lief hurtig aus der Küche auf den Dachboden. Dort waren auf zwei Balken noch Reste von den Stricken jener Schaukel vorhanden, die ich einst für mich errichtet hatte und die einmal während der großen Wäsche zerstört worden war, als die Stricke für die schwere, etwas zu nasse Wäsche nicht ausgereicht hatten.

Hier nun dachte ich, ob es nicht vielleicht zwischen der Diele des Dachbodens und der Zimmerdecke unserer Wohnung ein verborgenes Kabinett geben könnte, von dem niemand wußte... Wie schön wäre es, dort seine Wohnung einzurichten!... O, ich Verlorener, Entehrter, mit der Fülle ungebüßter Beleidigungen auf dem Scheitel...

Mein Krieg mit den Strolchen währte etwa drei Jahre. Die barfüßigen, laufenden Knaben, die Söhne kleiner Handwerker und Weber ohne Hosenträger und mit durchlöcherten Hüten, kannten mich gut und setzten mir zu, wo sie nur konnten. Sie waren alle untereinander bekannt und bildeten sozusagen eine Armee, eine Bande, die sich gegen mich vereinigte. Ich wollte Friede, Ruhe, Freundschaft und wurde der Mittelpunkt von Haß und Feindschaft. Lange Zeit vermochte ich nicht zu ergründen, wie und warum dies so gekommen war. Ich litt sehr darunter. Ganz besonders quälte mich jener sommersprossige, kleine Schreckliche, der

mich am 14. Juli um 6 Uhr 22 Minuten geschlagen hatte. Von Zeit zu Zeit, mitunter in Unterbrechungen von einem halben Jahre, schlich er unhörbar an mich heran, versetzte mir eine schallende, betäubende Ohrfeige und lief davon. Jedesmal war ich unglücklich. Mit ohnmächtigem Zorn, fast heulend vor Weinen, erinnerte ich mich dieses geheimnisvollen, nahen Geräusches, das zwei bis drei Sekunden vor dem Schlage hinter mir entstand. Ich gab mir das Wort, schwor mir zu, mich sogleich, augenblicklich umzuwenden, wenn ich wieder einmal ein ähnliches Geräusch hören würde. Aber es vergingen sechs bis acht Monate, und es geschah wieder daselbe: ehe ich Zeit gefunden hatte, meinen Vorsatz auszuführen und mich umzuwenden, war die betäubende, boshafttückische Ohrfeige auf mich herabgefallen. Einmal geschah es in der Nähe des Walfischmuseums, ein zweites Mal des Abends in der Kirchengasse, daß ich in der völlig menschenleeren Gasse plötzlich auf den Fuß einen Schlag mit einem Steine erhielt. Lange blickte ich mich um, doch sah ich niemanden, fühlte aber, daß sich jemand hinter dem roten Tore verborgen hatte und durch eine Spalte auf mich schaute. Mit gleichgültiger Miene ging ich weiter und bemühte mich, nicht zu hinken, obwohl es mir sehr wehe tat.

Dies kleine, sommersprossige Gesicht des Strolches, mit den winzigen, schwarzen Öffnungen der Nasenlöcher, flößte mir ein unüberwindliches Entsetzen ein. Ich gewann die felsenfeste Überzeugung, daß er jeden Augenblick, sobald er es nur wolle, sobald man ihn schickte oder es ihm befahl, auf mich zuzugehen und mich ins Gesicht zu schlagen vermochte . . .

Ich wußte nicht, wann es sich ereignen würde, jetzt gleich, oder morgen, oder erst in einem Jahre, wußte nicht, wann und ob es überhaupt ein Ende nehmen würde. Es war eben unvermeidlich, wie ein Telegramm, das ein Unglück meldet, nichts vermochte man ihm entgegenzustellen, nur heulen konnte man . . . Ich begann nach dieser Ohrfeige an einen Selbstmord zu denken, und je länger, desto hart-

näckiger und bestimmter. Gleich einem unentrinnbaren Entsetzen verfolgte mich im Traume dieses kleine, nichtssagende Gesicht, das ich mir gar nicht klar vorzustellen vermochte und aus dem ich mir, wer weiß weshalb, nur die Nasenlöcher als zwei runde schwarze Punkte gemerkt hatte.

Die anderen Strolche waren nicht schrecklich. Sie riefen mir von weitem beleidigende Spitznamen zu, warfen Steine, ohne zu treffen, und ich erwiderte auf die gleiche Weise. Das war zum Teile sogar manchmal unterhaltend; doch dieser eine, dieser Sommersprossige ... O, wenn ich ihn hätte fangen können! ...

Etwa drei Jahre waren vergangen. Ich war schon ein Schüler der dritten Klasse. Noch heute sehe ich jenen herbstlichen, windigen Tag vor mir, der über die Hände peitschte. Die Zweige unseres Kastanienbaumes wiegten sich hin und her; abgehauen von dem Messer der Zeit flogen große, trübe Blätter, zerzaust gleich einer Regimentsfahne, zur Erde nieder. In der Krone sah man jetzt stachelige, grüne, geplatzte Früchte, und durch die Spalten, die von einem schneeigweißen Häutchen umrandet waren, blickten die braunen, glänzenden Kastanien hindurch. Ein Windstoß stürmte heran, peitschte über die nackten Arme und Finger, schüttelte den Baum, und die reifen, von der Zeit müde gewordenen Früchte fielen, das dichte Blattwerk durchschneidend, zur Erde hinab ... Etwas Ewiges lag darin.

Ich sammelte die hell glänzenden, ungenießbaren und ganz und gar nutzlosen Kastanien und verbarg sie in großen Holzkisten. Mit seltsamer Macht zogen sie mich an; ich erfreute mich an dem Anblick der überaus saftigen dichten Farbe, der ich sonst nie und nirgends begegnet war. Heute weiß ich, daß ich an jenem spätherbstlichen Kastanientage die erhabene Macht der nutzlosen Schönheit — das Geheimnis, das der ersten Liebe nahe ist — empfunden und empfangen.

Meine Leidenschaft zu den Kastanien war so mächtig und uneigennützig, daß sie auch meine Kameraden ansteckte. Kostja Stachelsky und T. kamen zu uns, lasen mit durchfrorenen Fingern diese unnützen Dinger auf. Gegen Abend gingen wir zu dritt durch die Domgasse. Diese Gasse hatte die Eigenheit, daß sie jeden Weg verlängerte, weshalb man sie benützte. Nahezu in der Mitte der Gasse befand sich ein Querzaun, und man mußte, wollte man den Weg fortsetzen, ihn überklettern. Dieser Umstand hatte für uns die Unbequemlichkeit nicht nur aufgehoben, sondern vielmehr die Gasse besonders anziehend gemacht.

... Nun gingen wir alle drei, und unsere Taschen waren mit den wundervollen, schlüpfrigen, frischen, unnützen Kastanien vollgepfropft. Sie klapperten während des Gehens dumpf in den Taschen, und es war trotz des kalten Windes angenehm, an sie zu denken.

„Ich habe zweitausendsechshundert Kastanien an einem sicheren Orte verborgen", sagte ich und wußte, daß sie auf dem Dachboden seien, allein ich versetzte sie im Geiste in jenes geheime Zimmer, das zwischen Dachboden und der Decke unseres Zimmers lag. „Niemand wird sie finden. Es ist ganz unmöglich." Ich lachte, und plötzlich sah ich — ein Wunder! ein Wunder! fünf Schritte von mir entfernt, nein — vier, drei — zwei — denn ich rückte immer vor: er, der sommersprossige Junge, er selbst! Er kletterte behutsam und sicher über den Zaun, sprang mit den bloßen Füßen auf die Erde, hob die Augen und war in unserer Mitte! Wie eine Maus in der Mausefalle!

Nun sah ich ihn, blickte ihn an, Aug in Aug. Wie seltsam war's, ihn zu sehen! Ein lebendiges Gesicht, ebenso lebendig wie das meine; — es zuckte erschrocken zusammen, es hoffte, es litt im vorhinein. Und hier die Nasenlöcher, schwarze, runde Flecke — auch sie waren lebendig.

Kostja Stachelsky legte rasch die Hand auf seine Schultern und faßte ihn am Ärmel. Er wußte nicht, daß er der

Anführer sei, und dachte wohl, er sei einer der Strolche, mit denen wir kämpften. Der durfte nicht entkommen!

Ich ging näher auf ihn zu, und der Sommersprossige schützte für alle Fälle mit dem Ellenbogen des rechtwinkelig erhobenen Armes die Augen. Die Strolche waren stets besorgt, zuallererst die Augen zu schützen. Nun war er in meiner Macht!

Ich wollte weder den Ränkevollen noch den Großmütigen spielen, ich schloß keinen stummen Vertrag mit ihm ab. Ich fühlte, daß es so sein müßte, unumgänglich sein müßte — als wäre es ein Befehl. „Laßt ihn gehen!“ Ich sagte es nicht laut, bloß mit meiner gewöhnlichen Stimme, aber der blasse Stachelsky ließ den Arm sinken.

Ohne den Ellenbogen vor den Augen wegzunehmen, ohne aufzuschauen, fing der Sommersprossige in dem ihm eigenen, mir gut bekannten Tempo zu laufen an.

Er war schon weit, aber Stachelsky holte rasch eine Kastanie aus der Tasche und warf sie dem Strolche nach.

„Teufel, daneben“ — sagte er, und sich rechtfertigend, fügte er hinzu: „Weils in den Fingern so friert. Es ist schwer zu zielen ...“

Nacht. Seit einigen Stunden schlief ich nicht mehr. Im Dunkel, in dem stechend-heißen Bette dachte ich darüber nach, was in der Domgasse geschehen war. Nicht ich war es, der dachte, jemand anders dachte für mich, jemand, der größer war als mein Hirn und der meines Leibes nicht bedurfte. Sowie der Tag heranbrach, würde er verschwinden — das wußte ich ... Er dachte, und deshalb vermochte ich nicht einzuschlafen. Ich lag regungslos, obgleich es mir sehr unbequem war, ich bewegte mich aber nicht, um Jurij nicht zu wecken. In der schwarzen und nicht bloß nächtlichen Dunkelheit lagen in dem Blechrohre die Beleidigungen, gleich Schuldscheinen, die man aufbewahren mußte, um sie zur Zeit vorzulegen.

Schon am Abend vorher hatte ich beschlossen, alle Beleidigungen, die lauten und die stillen, hinauszulassen und

zu vernichten. Mochte man mir antun, was man auch wollte: mich schlagen, mit Worten verletzen — ich wußte jetzt, daß niemand mich beleidigen konnte, daß dies unmöglich war. Ich hatte braune, traurige Augen, ich würde den Schmerz empfinden und ihm nicht zu entrinnen suchen, aber beleidigen konnte man mich nicht. Gleich jetzt, ohne den Morgen abzuwarten, mußte ich zur Küche durchdringen, mußte leise den ungestrichenen Tisch hinrücken, die Klappe öffnen und das Schächtelchen „Schmetterling" herausnehmen.

Ich wollte abwarten, bis es drei schlug; mochte das Dienstmädchen nur fester einschlafen.

Ich wartete. Wieder begann jener andere durch mich zu denken. Bald waren es Erinnerungen, bald Zukunftsbilder ... Ich ging barfuß durch die Straßen, war ein Irrsinniger; mein Strohhut ohne Band war durchlöchert, und ich konnte mich durch den Schlitz am Kopfe kratzen, ohne den Hut abzunehmen — so ziemte es mir ... Ich wollte bis hundert zählen. Eins, zwei, drei ... Jene Nacht war ganz anders, war winterlich, jung, in ihrer Mitte stand eine Droschke, der Vater hatte sich im Kabinett erschossen, ich begann erst zu leben ... dreiundvierzig, vierundvierzig ... Nach drei Stunden zählte ich bis fünfzig und verließ dann leise das Bett. Die Kälte in den Füßen beim Auftreten auf die Diele habe ich mir für Jahrzehnte gemerkt. Ich ging leise. Warum krachten doch die Bretter aller Zimmer des Nachts und niemals am Tage? Diebe und Kinder wissen das gut.

Das hier wäre nun die Küchentür. Ich drückte leise, leise auf die Türklinke, hob, öffnete ... ich tat einen Schritt über die Schwelle, nun wars gleich wärmer. Was war das?

Stimmen. Eine fremde leise Männerstimme. Diebe! Nur schnell laufen, die Mutter, Jurij wecken, die Fensterscheiben einschlagen und auf die Straße hinausschreien ... In solchen Fällen war es erlaubt, die Fensterscheiben zu zerschlagen.

„Leise“, sagte unser Dienstmädchen; „wart einmal.“

Ich fühlte, daß sie horchte, und stand regungslos da; sie konnte mich nicht sehen.

Eine Minute verging; die unsichtbaren Fliegen summten.

„Es ist nichts. Es kam dir nur so vor“, sagte die frühere Männerstimme wie von unten her, als läge der Mann — ja er lag daneben, zusammen mit unserem Dienstmädchen.

Unendlich beschämend wards mir zumute, ich fühlte, wie eine warme rote Blutwelle meinen ganzen Körper überströmte. In wonnigem Erstaunen und bangem Widerwillen erstarrte ich vor diesem unbekannten, schamlosen Geheimnis.

Ich ging, wahrscheinlich unvorsichtig, weg und hörte hinter mir eine laute Stimme: „Wer ist hier?“ Ich warf mich ins Bett und hüllte den Kopf in die Decke ein . . .

In dieser Nacht, bei dem langsamen Schlage unserer Speisezimmeruhr, fühlte ich zum erstenmal, daß ich ein Mann sei, daß ich durch unsichtbare Fäden mit dem Geheimnisse des Lebens verknüpft war und daß ich nicht zufällig heranwuchs, sondern genau und bestimmt den mir gebührenden Platz einnahm; und ich begriff zugleich, daß auch für mich ein Weib bestimmt war, irgendein Weib, das mich zu sich hinlassen und mit mir nachts in einem Bette liegen und dann in der Dunkelheit mit sicherer, selbstbewußter Stimme schamlos sprechen würde.

Diesen seltsamen, herbstlichen, windigen Tag, der mir so viele überraschende Erlebnisse brachte, habe ich als Merkstein, als Wendepunkt meines Lebens angemerkt. Es war der 29. August 189 . .

Fjodor Ssologub

DER STACHEL DES TODES

Aber der Stachel des Todes
ist die Sünd.
1. Korinther, 15,56

Zwei Jungen, die mit ihren Eltern in der Sommerfrische wohnten, verkrochen sich ins Dickicht am Ufer des Flusses und angelten. Der Fluß war seicht und rieselte über Steine dahin, so daß die Bauernkinder ihn an vielen Stellen leicht durchwaten konnten. Der sandige Grund war deutlich zu sehen.

Der eine der beiden kleinen Sommerfrischler angelte mit großer Aufmerksamkeit, der andere zerstreut, wie wenn er an etwas anderes dächte. Der eine, Wanja Selenjew, erschien gleich auf den ersten Blick abstoßend, obwohl es schwer fiel zu sagen, was an ihm besonders häßlich war: die grüne Gesichtsfarbe? Die Asymmetrie seines Gesichtes? Die großen, dünnen, abstehenden Ohren? Die viel zu dicken schwarzen Brauen? Oder der Büschel schwarzer Haare, der ihm über der rechten Braue wuchs und dem er den Spottnamen der „Dreibrauige" zu verdanken hatte? Das alles wäre noch nicht so schlimm, wenn er nicht einen verzerrten, heimtückischen, bösen Gesichtsausdruck hätte. Er hielt sich gebückt und schnitt immer Grimassen. Die gebückte Haltung war ihm zur zweiten Natur geworden, und viele hielten ihn für buckelig. In der Tat war er aber gerade gewachsen, kräftig, geschickt und kühn, zuweilen sogar frech. Mit Vorliebe kletterte er auf Bäume und zerstörte Vogelnester; bei Gelegenheit verprügelte er gern die Jüngeren. Seine Kleider waren abgetragen und geflickt.

Der andere, Kolja Gljebow, erschien gleich auf den ersten Blick hübsch, obwohl er, genau genommen, weder

streng regelmäßige Züge noch einen besonders feinen Gesichtsausdruck hatte. Er hatte ein zartes, weißes Gesicht und war immer lustig. Wenn er lachte, bildete sich unter seinem Kinn eine kleine Schwellung, und das war an ihm besonders hübsch. Seine Mutter küßte ihn gerne auf diese Stelle unter dem Kinn. Er war immer hübsch und sauber gekleidet: er trug eine Matrosenjacke, kurze Höschen, schwarze Strümpfe und gelbe Schuhe. Sein Vater war Seeoffizier und befand sich mit seinem Schiff irgendwo auf weiter Fahrt. Kolja war mit seiner Mutter in der Sommerfrische.

Neben den Jungen standen zwei mit Wasser gefüllte Blecheimer, in die sie die gefangenen Fische warfen. Sie hatten aber mit dem Angeln kein rechtes Glück ...

„Ein hübsches Plätzchen!“ sagte Kolja mit zarter, heller Stimme.

„Was ist denn hübsch daran?“ entgegnete Wanja mit seinem heiseren Knabenbaß, sonderbar die Achseln zukkend.

„So furchtbar steil ist der Abhang“, sagte Kolja, mit einer Bewegung des Kinns auf das gegenüberliegende Ufer zeigend, „und die jungen Birken kleben an ihm. Wie sie sich nur halten können!“

„Das Wasser wird sie schon einmal herunterspülen“, sagte Wanja mit seinem Baß, „der Abhang wird in den Fluß rutschen.“

„Warum nicht gar!“ rief Kolja ungläubig aus und blickte Wanja so an, als flehe er ihn an, es nicht zuzulassen.

„Es wird doch so kommen!“ sagte Wanja mit bösem Lächeln.

Kolja blickte traurig zum Abhang hinüber: die dicken roten Lehmschichten türmten sich hoch übereinander und sahen so aus, wie wenn sie seitwärts mit einem Riesenspaten abgeschnitten wären. Kaum merkliche Sprünge trennten hie und da die Schichten voneinander. An einzelnen Stellen unten am Wasser waren kleine Vertiefungen zu sehen, die

wohl der Fluß herausgespült hatte. Das Wasser floß klar und durchsichtig dahin und schmiegte sich zärtlich an den mächtigen Abhang.

‚Das Wasser ist schlau', sagte sich Kolja, ‚es leckt das Ufer ganz allmählich weg. Aber ich kann nicht recht glauben, daß diese ganze Riesenwand mit allen den lustigen Birken in den Fluß stürzen wird!' „Nun, das wird nicht so bald kommen", sagte er laut.

Die beiden Jungen schwiegen eine Weile. Und wieder erklang Koljas zarte und freundliche Stimme:

„Auch im Walde ist es so schön! Es duftet nach Harz."

„Nach Terpentin", bemerkte Wanja.

„Nein, es duftet so schön!" rief Kolja freudig aus. „Morgens sah ich ein Eichhörnchen. Anfangs lief es über die Erde, dann kletterte es so schnell eine Fichte hinauf, daß der Schwanz nur so flimmerte."

„Und ich sah eine tote Krähe unter einem Busch liegen", erklärte Wanja. „Weißt du, dort", sagte er, mit dem Kopf und den Schultern auf die Seite zeigend, wobei sich sein ganzer Körper wie im Krampfe krümmte. „Ich habe mir die Stelle gemerkt."

„Wozu?" fragte Kolja erstaunt.

„Ich bringe die Krähe nach Hause", erklärte Wanja, „und lege sie der Marfa ins Bett."

„Sie wird ja erschrecken!" sagte Kolja ängstlich. „Die Krähe? Sie ist ja tot, mein Lieber!" sagte Wanja mit solcher Schadenfreude, als wäre er glücklich, daß die Krähe tot sei.

„Nein, nicht die Krähe, sondern Marfa!" sagte Kolja mit leisem Lächeln, die lustigen Augen ein wenig zusammenkneifend, was seinem zarten Gesicht einen süßsauren Ausdruck, der irgendwie an Berberitzen erinnerte, verlieh.

„Ach so!" sagte Wanja gedehnt. „Ich glaubte, du meintest, die Krähe würde vor der Marfa erschrecken. Marfa ist so häßlich wie die Sünde. Meine Mutter hält sich nie-

mals hübsche Dienstboten: sie ist auf den Vater eifersüchtig."

„So, eifersüchtig!"

Kolja sprach das ihm nicht ganz verständliche Wort gedehnt aus, als lauschte er seinem Klange.

„Sie fürchtet, daß er sich in ein Dienstmädchen verliebt", erklärte Wanja lachend. „Als ob er sich nicht auch eine außer dem Hause anschaffen kann!" fügte er schadenfroh hinzu.

Sie schwiegen wieder eine Weile. Und Kolja begann von neuem, aber schon etwas unsicher:

„Wie schön doch die Wiese dort rechts ist! Da gibt es so viel Blumen, und sie sind alle verschieden, ganz bunt ist die Wiese. Und sie duften so schön."

Wanja blickte ihn verdrießlich an und brummte:

„Und überall haben die Kühe hingemacht."

„Dir kann man es wohl gar nicht recht machen", sagte Kolja und lächelte wieder so, daß sein Gesicht einen süßsauren Ausdruck annahm.

„Ich mag keine Gefühlsduseleien", sagte Wanja. „Ich mag lieber rauchen und trinken."

„Trinken?" fragte Kolja erstaunt und entsetzt.

„Na, ja, Wein oder Schnaps", sagte Wanja mit geheuchelter Ruhe und blickte Kolja mit boshafter Grimasse von der Seite an.

„Wir dürfen doch keinen Wein trinken", entgegnete Kolja mit vor Entsetzen bebender Stimme. „Das tun nur die Erwachsenen, und auch das ist nicht schön."

„Das ist alles nicht wahr", antwortete Wanja entschieden. „Sie haben allerlei Vorschriften erdacht, um uns in ihrer Gewalt zu haben. Die Eltern bilden sich ein, daß wir ihr Eigentum seien. Sie tun mit uns alles, was ihnen paßt."

„Das Trinken ist ja auch schädlich, man kann davon krank werden", wandte Kolja ein.

Wanja blickte ihn so seltsam an, daß er ganz wirr wurde. In Wanjas hellen, gleichsam durchsichtigen Augen flammten bernsteingelbe Funken auf.

„Was?“ fragte er lächelnd und das Gesicht verziehend.

Kolja konnte seinen Blick von Wanjas Augen nicht losreißen und vergaß, was er hatte sagen wollen. Wanjas Augen flößten ihm Unruhe ein, und ihr durchsichtiger Glanz trübte gleichsam sein Gedächtnis. Er besann sich schließlich mit großer Anstrengung und sagte:

„Mamachen wird böse sein.“

„Mamachen“, wiederholte Wanja voller Verachtung.

„Wie kann man nur Mamachen nicht folgen!“ fragte Kolja unsicher.

Wanja blickte ihn wieder an. Seine hellen, durchsichtigen Augen erschienen Kolja so merkwürdig und widerwärtig, und es wurde ihm ganz bange zumute. Wanja aber sagte, die Koseworte mit tiefer Verachtung betonend:

„Nehmen wir an, daß Mamachen dich liebt. Willst du denn immer Mamachens Püppchen sein? Ich tue aber alles lieber nach meinem Willen. Die Freiheit ist doch was ganz anderes, mein Lieber! Sie ist etwas anderes, als an den Blümchen zu riechen und für Mamachen Sträußchen zu pflücken. Was soll ich noch viel mit dir reden?! Es gefällt dir ja hier so gut.“

„Ja, gewiß“, sagte Kolja mit stiller Freude.

„Na, ja, aber wir wollen nicht mehr lange hier bleiben“, sagte Wanja lebhaft, seine schmalen Schultern zuckend. „Ganz gleich, ob es schön ist, oder nicht; wir wollen noch eine Weile spielen und dann in die Stadt gehen, um Staub zu schlucken.“

Kolja schwieg. Er dachte jetzt an sein Mamachen. Mamachen liebt ihren Kolja. Sie ist so freundlich und so lustig. Sie hat aber ihr eigenes Leben. Sie liebt die Gesellschaft der vergnügten jungen Leute, die sie oft besuchen, immer lachen, viel und lustig sprechen, Kolja liebkosen und manchmal auch über ihn scherzen. Kolja langweilt

sich nicht in ihrer Gesellschaft, denn er ist ja auch selbst lustig, gesprächig und zutraulich. Sie sind ihm aber alle so fremd und fern und verdecken gleichsam sein Mamachen vor ihm.

„Die Fische wollen heute nicht anbeißen", sagte Wanja. „Es ist auch Zeit nach Hause zu gehen. Komm abends an den Waldrand."

„Gut", sagte Kolja.

*

Die Jungen trugen ihre Eimer und Angeln nach Hause.

Sie gingen durch die Dorfstraße. Die Häuser standen eng beieinander und sahen ärmlich und schmutzig aus. Hinter ihnen rauschte der Fluß. Schmutzige und abgerissene Bauernkinder spielten vor den Häusern, fluchten mit rohen und schrecklichen Worten und weinten. Sonst haben ja fast alle Kinder schöne Hände und Füße: aber die ihrigen waren so schmutzig, daß es traurig und ekelhaft war, sie anzuschauen. Auf der Bank vor einer der Sommerwohnungen saß ein neugieriger Herr in blauem Hemd unter dem Rock und in hohen Stiefeln. Er sprach alle Vorbeigehenden an.

„Haben Sie viel gefangen?" fragte er Kolja.

Kolja zeigte ihm zutraulich seinen Eimer mit den Fischen.

„Es ist nicht viel", sagte der Herr. „Wo wohnen Sie?"

„Dort auf dem Hügel, im Hause des Jefim Gorbatschow", antwortete Kolja.

„Ach so, bei Ufischka Gorbatschek!" sagte der Herr. Kolja lachte.

„Wohnen Sie mit Ihrem Vater da?" fragte der neugierige Herr.

„Nein, mit meiner Mama", antwortete Kolja. „Mein Vater ist im Auslande. Er ist Seeoffizier."

„Und Ihre Mama langweilt sich wohl?" fragte der Neugierige.

Kolja blickte ihn erstaunt an und dachte eine Weile nach.

„Meine Mama?“ sagte er langsam. „Nein, sie spielt ja! Es wird hier bald eine Liebhabervorstellung geben, und sie spielt mit.“

Wanja ging indessen eine Strecke weiter und kehrte wieder um.

„Gehen wir doch!“ sagte er zu Kolja, den neugierigen Herrn böse anschauend.

Die Jungen gingen weiter. Wanja zeigte mit einer sonderbaren Bewegung der Schultern und der Ellbogen nach rückwärts auf den neugierigen Herrn und sagte:

„Dieser Herr fragt alle Leute aus, und ist wohl ein großer Lump. Er erkundigt sich nach den Eltern und nach allen Dingen; wahrscheinlich schreibt er in den Zeitungen. Ich habe ihn ordentlich angelogen.“

In Wanjas scharfen, durchsichtigen Augen flammten wieder die bernsteingelben Funken auf.

„Wirklich?“ fragte Kolja belustigt.

„Ich habe ihm gesagt, daß mein Vater bei der Geheimpolizei angestellt ist“, berichtete Wanja. „Nun hat er vor mir furchtbare Angst.“

„Warum?“ fragte Kolja.

„Ich habe ihm gesagt, daß mein Vater hier einem Verbrecher auf der Spur ist.“

„Ist er denn ein Verbrecher?“ fragte Kolja lachend.

„Ich habe ihm den Verbrecher so beschrieben, daß alles genau auf ihn paßt“, erklärte Wanja. „Darum hat er solche Angst.“

Beide Jungen lachten.

Vor Wanjas Wohnung verabschiedeten sie sich. Wanjas Mutter stand im Garten, die Hände in die Hüften gestemmt, und rauchte. Sie war groß, dick und rot, und ihr Gesicht hatte einen stumpfen und wichtigen Ausdruck, wie ihn viele Gewohnheitsraucher haben. Kolja fürchtete Wanjas Mutter.

Sie blickte Kolja streng an, und Kolja fühlte sich auf einmal ungemütlich.

„Komm also heut abend hin!“ sagte Wanja.

Kolja lief schnell nach Hause.

„Nette Freunde", sagte Wanjas Mutter böse. „Man sollte euch beide ..." Sie hatte zwar gar keinen Grund, zu zürnen und zu schimpfen, aber sie war es einmal so gewohnt.

*

Am Nachmittag trafen sich die beiden Jungen auf der Landstraße, wo sie in den Wald einmündet.

„Weißt du was?" sagte Wanja. „Ich muß dir ein Plätzchen zeigen."

Koljas zutrauliche Augen leuchteten plötzlich vor Neugier auf.

„Zeig!" sagte er entzückt, sich schon im voraus auf das Geheimnisvolle und Ungewöhnliche freuend.

„Ich weiß ein Plätzchen, wo uns niemand finden kann", sagte Wanja.

„Werden wir uns auch nicht verirren?" fragte Kolja. Wanja blickte ihn verächtlich an.

„Wenn du Angst hast, so bleibe da", sagte er wegwerfend.

Kolja errötete.

„Ich habe keine Angst", sagte er beleidigt, „wenn wir aber zu weit gehen, wird uns vor Hunger der Magen knurren."

„Der Magen wird nicht knurren, es ist nicht weit", sagte Wanja bestimmt.

Die Jungen liefen ins Waldesdickicht.

Der Wald um sie her wurde immer dunkler und wilder. Es war so unheimlich still ...

Bald kamen sie an den Rand eines breiten und tiefen Grabens. Man hörte unten ein Wasser rieseln, doch der Graben war oben so sehr mit Gestrüpp verwachsen, daß man vom Bach nichts sehen konnte und es ganz unmöglich schien, auf den Grund zu gelangen. Aber die Jungen krochen hinunter. Hier kletterten sie, sich an den Zweigen festhaltend, dort rollten sie den Abhang hinunter. Die Zweige

hakten sich an ihren Kleidern fest und peitschten ihnen ins Gesicht. Durch das dichte Gestrüpp mußten sie sich mit großer Mühe mit den Händen durcharbeiten. Viele Zweige waren trocken und mit Dornen besetzt, und man konnte sich beim Abstieg unmöglich in acht nehmen, um Gesicht und Hände nicht zu zerkratzen. Stellenweise kamen sie auf dichtes, unangenehm klebriges Spinnengewebe.

„Wie leicht kann man sich hier zerschinden", sagte Kolja ängstlich.

„Macht nichts", rief Wanja aus, „es ist kein Unglück!"

Er war schon weit voraus, Kolja aber kletterte noch mit großer Mühe. Je tiefer sie hinunterstiegen, um so feuchter wurde es. Kolja verdroß es, daß seine gelben Schuhe und Hände von dem nassen Lehm schmutzig wurden.

Endlich kamen sie in eine enge, dunkle Mulde. Der Bach plätscherte an den Steinen und sang eine stille, girrende Weise. Es war feucht, aber recht nett. Alles — die Menschen und der Himmel — schien in ferner Höhe zu schweben: sie hatten den Eindruck, daß niemand herkommen und sie hier sehen würde ...

Kolja beugte sich zurück und betrachtete bekümmert sein Höschen. Es war zerrissen. Er ärgerte sich.

‚Was wird die Mutter dazu sagen?' fragte er sich traurig.

„Es ist kein großes Unglück!" sagte Wanja.

„Das Höschen ist aber neu", sagte Kolja mit klagender Stimme.

Wanja lachte auf.

„Mein ganzer Anzug besteht aus lauter Flicken", sagte er. „Meine guten Kleider darf ich hier nicht anziehen. Der Wald ist kein Salon. Es hat keinen Sinn, hier seine guten Kleider zu tragen."

Kolja seufzte auf. — ‚Ach, wenn ich mir doch wenigstens die Hände waschen könnte!' dachte er sich.

Solange er sie auch mit dem kalten Wasser wusch, sie blieben doch immer rot vor Lehm.

„So klebrig ist hier der Lehm!" sagte Wanja sorglos.

Er zog die Stiefel aus, setzte sich auf einen Stein und ließ die Füße ins Wasser hinunterhängen.

„Du hast dir den Anzug zerrissen, hast dich beschmutzt, hast die Füße und die Hände zerkratzt", sagte Wanja, „aber das alles ist kein Unglück, mein Lieber! Dafür gehst du nicht mehr am Gängelband, sondern tust alles, was du willst."

Er schwieg eine Weile und sagte dann plötzlich mit einem Lächeln: „Schön wäre es, hierher auf Flügeln herunterzufliegen!"

„Schade, daß wir keine Stare sind", sagte Kolja belustigt.

„Wir werden doch noch einmal fliegen!" erklärte Wanja mit seltsam überzeugter Stimme.

„Wieso denn?" entgegnete Kolja ungläubig.

„Ich fliege auch jetzt schon jede Nacht", erzählte Wanja, „fast jede Nacht. Sobald ich mich hinlege, fange ich gleich zu fliegen an. Am Tage kann ich es aber noch nicht. Vielleicht, weil ich am Tage Angst habe? Das kann ich nicht begreifen." Er wurde nachdenklich.

„Wir haben ja keine Flügel", sagte Kolja.

„Was braucht man Flügel? Nicht auf die Flügel kommt es an!" erwiderte Wanja nachdenklich, aufmerksam das zu seinen Füßen rieselnde Wasser betrachtend.

„Worauf kommt es denn an?" fragte Kolja.

Wanja sah ihn lange mit seinen bösen, durchsichtigen Augen an und sagte leise:

„Das kannst du noch nicht verstehen."

Er lachte unheimlich hell wie eine Nixe und begann Gesichter zu schneiden.

„Was schneidest du solche Grimassen?" fragte Kolja schüchtern.

„Warum? Ist es denn nicht schön?" entgegnete Wanja sorglos, noch immer das Gesicht verziehend.

„Ja, es erschreckt mich", sagte Kolja mit süßsaurem Lächeln.

Wanja hörte auf, Grimassen zu schneiden, setzte sich ruhig hin und blickte nachdenklich auf den Wald, das Wasser und den Himmel.

„Es gibt nichts Schreckliches", sagte er leise. „Früher glaubte man an die Teufel und allerlei Spuk. Heute gibts das alles nicht mehr, mein Lieber. Es gibt nichts Schreckliches", wiederholte er leise und fuhr kaum hörbar fort: „. . . . außer dem Menschen. Der Mensch ist dem Menschen ein Wolf!" Diesen Ausspruch hatte er oft von seinem Vater gehört.

Wanja holte aus der Tasche lachend ein angefangenes Päckchen Zigaretten.

„Wir wollen ein wenig rauchen", sagte er.

„Ach, nein, das geht doch nicht!" rief Kolja entsetzt aus.

Wanja seufzte auf und sagte:

„Wir Kinder sind das Gehorchen allzu gewohnt, — wir haben es von unseren Vätern gelernt. Die Erwachsenen sind alle furchtbar gehorsam, sie tun alles, was ihnen der Vorgesetzte befiehlt. Das Weibervolk hat viel mehr freien Willen."

Er schwieg eine Weile und sagte etwas spöttisch in überzeugendem Ton: „Ach du, du magst keinen Tabak! Aber du liebst doch Blumen, Kräuter und Blätter?" fragte Wanja.

„Ja", sagte Kolja unsicher.

„Der Tabak ist ja auch ein Kraut!"

Wanja blickte ihn mit seinen durchsichtigen Nixenaugen an und reichte ihm lächelnd eine Zigarette.

„Hier, nimm!" sagte er.

Vom durchsichtigen Glanze Wanjas heller Augen bezaubert, streckte Kolja die Hand zögernd nach der Zigarette aus.

„Ja, so ists recht", sagte Wanja ermunternd. „Versuchs nur einmal, du wirst bald selbst sehen, wie schön es ist."

Er holte aus einer seiner tiefen, mit allerlei unnützem Kram angefüllten Taschen Zündhölzer hervor und steckte

beide Zigaretten an. Die Jungen rauchten — Wanja wie ein Gewohnheitsraucher, Kolja mit besorgtem Gesicht. Aber schon der erste Zug geriet ihm in die unrechte Kehle. Es war ihm, wie wenn in seiner Brust und Kehle eine Feuerwolke aufginge, und Funken flimmerten ihm vor den Augen. Er ließ die Zigarette fallen.

„Nun, was hast du denn?“ fragte Wanja.

„Es ist bitter“, flüsterte Kolja verlegen. „Ich kann es nicht.“

„Ach, du Zärtling!“ sagte Wanja verächtlich. „Rauche doch wenigstens die eine Zigarette zu Ende. Rauche langsam, atme den Rauch nicht zu tief ein, so wirst du dich allmählich gewöhnen.“

Kolja steckte die Zigarette automatisch wieder in den Mund. Er saß auf der Erde, lehnte sich mit dem Rücken an einen Baum und rauchte, bleich, mit Tränen in den Augen. Mit großer Anstrengung rauchte er die Zigarette zu Ende. Er hatte Kopfweh und Übelkeit. Er legte sich auf die Erde, und die Bäume über ihm bewegten sich langsam im Kreise. Wanja erzählte etwas. Seine Worte drangen kaum in Koljas getrübtes Bewußtsein.

„Wenn man allein ist“, sagte Wanja, „kann man sich ein furchtbar angenehmes Gefühl verschaffen.“

„Wie denn?“ fragte Kolja mit schwacher Stimme.

„Man träumt, man malt sich allerlei aus... Das wirst du aber nicht verstehen... Ich will es dir ein anderes Mal erklären... Komm bald wieder her. Wollen wir uns hier immer treffen?“ sagte Wanja bittend.

Kolja wollte nein sagen, konnte es aber nicht.

„Gut!“ sagte er tonlos.

*

Kolja zeigte seiner Mutter bekümmert die zerrissene Hose. Die Mutter lachte, als sie sein betrübtes Gesicht sah: sie war heute besonders gut gelaunt, weil man ihr für die Liebhabervorstellung gerade die Rolle zugewiesen hatte, die sie so gerne spielen wollte.

„Sei in Zukunft vorsichtiger!“ sagte sie zu Kolja. „Nun ist die neue Hose hin.“

Kolja lächelte schuldbewußt, und die Mutter merkte sofort, daß er noch etwas auf dem Gewissen hatte. Die Mutter nahm ihn am Kinn und hob seinen Kopf in die Höhe.

„Warum bist du so blaß?“ fragte sie.

Kolja errötete, befreite sein Kinn aus der Hand der Mutter und ließ den Kopf hängen.

„Was ist denn das?“ sagte sie streng, sich über ihn beugend.

Kolja roch nach Tabak.

„Kolja!“ schrie die Mutter zornig auf. „Was ist denn das? Du riechst ja nach Tabak! Es ist für dich zu früh, mein Lieber!“

Kolja begann zu weinen.

„Ich habe ja nur eine einzige Zigarette geraucht“, gestand er mit schuldbewußter, dünner Stimme. Die Mutter ärgerte sich, war aber zugleich auch belustigt.

„Warum verkehrst du auch mit dem garstigen Wanja? Mit dem ekelhaften grünen Frosch?“ fragte die Mutter ärgerlich.

„Ich will nicht mehr rauchen“, sagte Kolja weinend. „Ihm erlaubt es aber sein Vater.“

„Das ist gut!“ sagte die Mutter empört.

„Er ist ja ein guter Junge und kann doch nichts dafür, daß man es ihm erlaubt!“ beteuerte Kolja.

„Ach, du, Raucher!“ sagte die Mutter. „Das soll mir nie wieder vorkommen! Hörst du?“

In dieser Nacht sah Kolja im Traum die Krähe. Sie war so widerlich und schrecklich. Kolja erwachte. Es war noch Nacht, eine helle nordische Nacht.

Dann sah er im Traume Wanja mit seinen hellen Augen. Wanja bickte ihn unverwandt an und sagte etwas Unverständliches, — Kolja bekam Herzklopfen und erwachte.

Später träumte ihm, daß er sich von seinem Bett erhoben hätte und unter der Zimmerdecke fliege. Das Herz stand

ihm still. Er hatte ein schwindelnd süßes Gefühl. Sein Körper schwebte ohne die geringste Mühe durch die Luft. Er fürchtete nur, an der Wand über den Türen anzustoßen. Es lief aber glücklich ab — Kolja flog, wo es nötig war, tiefer und schwebte im nächsten Zimmer wieder zur dunklen Decke hinauf. Es waren viele Zimmer, eines immer höher als das andere, und sein Flug ward immer schneller und schwindelnder. Endlich öffnete sich vor ihm lautlos ein großes dunkles Fenster; er flog in den freien Raum hinaus, stieg in den Himmel, kreiste eine Zeitlang mit unsagbarer Wonne in der abgrundtiefen Höhe, stürzte ab, fiel zu Boden und erwachte.

*

Am nächsten Tag kam Kolja, ohne es zu wollen, wieder in den Graben. Er mochte gar nicht hingehen. Ging aber doch hin, wie aus alter Gewohnheit.

Die beiden Jungen sprachen miteinander, fern von allen Menschen ...

„Du hast gestern gesagt ...“ begann Kolja schüchtern.

„Was denn?“ fragte Wanja böse und zuckte zusammen.

„Daß du allerlei träumen kannst ...“

„Das meinst du also!“ sagte Wanja gedehnt.

Er setzte sich auf einen Stein, umschlang seine Knie mit den Händen und richtete den unbeweglichen Blick in die Ferne. Und Kolja fragte wieder:

„Was träumst du denn?“

Wanja schwieg eine Weile, seufzte auf, wandte sich zu Kolja um, blickte ihn mit seltsamem Lächeln an und sagte:

„Nun, von verschiedenen Dingen. Am besten von etwas Unanständigem. Wie schwer man dich auch gekränkt hat, wie zornig du auch bist, sobald du die Spieldose aufgezogen hast, vergißt du sofort alles Böse!“

„Die Spieldose?“ fragte Kolja.

„Ich nenne es eine Spieldose aufziehn“, erklärte Wanja. „Leider spielt sie viel zu kurz.“

„Zu kurz?“ fragte Kolja mitleidig und interessiert. „Man wird dabei schnell müde“, sagte Wanja.

Er sank plötzlich zusammen und blickte mit müden, schläfrigen Augen vor sich hin.

„Was malst du dir aber aus?“ drang Kolja in ihn ein.

Wanja verzog das Gesicht zu einem schiefen Lächeln und zuckte die Achseln...

So sprachen sie, fern von allen Menschen, von seltsamen Träumen, von grausamen und schwülen Dingen...

Und ihre Gesichter flammten...

Wanja schwieg eine Weile und brachte die Rede auf etwas anderes.

„Einmal habe ich drei Tage lang nichts gegessen“, sagte er. „Der Vater hatte mich so ohne jeden Grund verprügelt, und ich wurde furchtbar böse. ‚Wartet einmal‘, sagte ich mir, ‚ich will euch ordentlich Angst machen‘. Und ich aß drei Tage nicht.“

„Was du nicht sagst!“ rief Kolja aus, seine gläubigen Augen weit aufreißend. „Nun, wie war es denn?“

„Vor Hunger drehte sich mir der Magen um“, berichtete Wanja. „Die Eltern erschraken. Sie prügelten mich wieder.“

„Nun, und weiter?“ fragte Kolja.

Wanja runzelte die Stirne und ballte die Fäuste.

„Ich hielt es schließlich doch nicht aus“, sagte er finster, „und aß mich satt. Ich war vor Hunger furchtbar schwach geworden. Also stürzte ich über das Essen her ... Man sagt, daß der Mensch ohne Essen drei Wochen aushalten kann, aber trinken muß er. Ohne Wasser krepiert er bald. Weißt du was? Wollen wir morgen beide fasten?“ sagte Wanja schnell.

Und er blickte Kolja mit seinen durchsichtigen, hellen Augen an.

„Gut“, sagte Kolja mit schwacher Stimme, die ihm selbst fremd vorkam.

„Du sollst aber nicht schwindeln!“

„Fällt mir gar nicht ein.“

Es duftete so schwül nach Moos, Farnkraut und Fichtennadeln. Kolja schwindelte der Kopf, eine lähmende Willenlosigkeit bemächtigte sich seiner. Er mußte plötzlich an seine Mutter denken; sie kam ihm aber fremd und fern vor, und er dachte an sie ganz ohne die zärtlichen Gefühle, die sich ihm sonst immer beim Gedanken an sie regten.

„Meine Mutter wird wütend sein, sie wird ganz rot vor Zorn werden", sagte Wanja ruhig. „Wenn sie sich aber zu sehr aufregt, laufe ich ihr davon in den Wald."

Und plötzlich sagte er mit veränderter, lebhafter und lustiger Stimme: „Wollen wir hier den Bach durchwaten? Das Wasser ist so schön kalt."

*

Wanjas Vater, Iwan Petrowitsch Selenjew, seiner Bildung nach Jurist und seiner Natur nach ein Vieh, war am Ministerium angestellt. Er fuhr täglich mit dem ersten Morgenzug in den Dienst und kam gegen Abend, oft angeheitert, heim. Er war ein rothaariger, wohlgenährter, lustiger und unbedeutender Patron. Alle seine Gedanken und Worte waren in hohem Grade banal. Er schien gar kein eigenes Gesicht und überhaupt nichts Echtes und Eigenes an sich zu haben. Wenn er etwas erzählte, blinzelte er meistens an den unpassendsten Stellen mit den Augen. Er sang mit falscher Stimme Operettenarien, die gerade in Mode waren. Er trug einen Ring mit falschen Steinen und eine Krawattennadel mit einem Glasbrillanten. Er führte gerne freiheitliche Reden im Munde, gebrauchte mit Vorliebe hochtönende Worte und verurteilte die Machthaber. Im Dienste war er aber fleißig, kriecherisch und sogar gemein.

Die Familie aß spät zu Mittag. Selenjew trank beim Essen Bier und gab auch Wanja davon. Wanja trank wie ein Erwachsener. Der Vater fragte ihn:

„Wanja, warum hast du dich eigentlich mit diesem Kadaver eingelassen?"

„Was ist denn dabei?“ sagte Wanja grob. „Darf ich denn keine Bekanntschaften machen? Das wäre nicht schlecht!“

Wanjas Grobheit machte auf den Vater und die Mutter nicht den geringsten Eindruck. Sie merkten sie gar nicht. Sie waren dieses Benehmen schon gewohnt. Übrigens waren sie auch selbst grob.

„Man hört nichts als Klagen“, erklärte der Vater. „Warum gibst du ihm Zigaretten zu rauchen? Seine Mutter beschwert sich. Auch mir paßt das gar nicht: ich kann doch nicht alle Jungen mit meinen Zigaretten versorgen.“

„Er ist kein Kadaver. Er ist nur etwas gar zu manierlich. Aber er bringt es noch weit. Was mir am besten an ihm gefällt, ist, daß er so gehorsam ist.“

„Du bist mir ein tapferer Kämpfer“, sagte der Vater stolz. „Paß auf, daß du immer die Oberhand behältst. Die Menschen sind alle furchtbare Biester“, sagte er mit seltsamer Selbstzufriedenheit. „Man soll mit ihnen nicht viel Federlesens machen. Wenn man zarte Rücksichten nimmt, beißen sie einem schnell die Gurgel durch.“

„Natürlich!“ sagte die Mutter.

„Der Stärkere hat immer recht“, fuhr der Vater belehrend fort. „Es ist der Kampf ums Dasein. Das ist ein wichtiges Gesetz, mein Lieber!“

Selenjew steckte sich eine Zigarette an und blinzelte Wanja zu. Er tat es bloß aus Gewohnheit. Er dachte sich in diesem Augenblick gar nichts, was ein solches Zublinzeln notwendig machte. Wanja bat ihn:

„Gib mir eine Zigarette.“

Der Vater gab ihm eine. Wanja rauchte mit dem gleichen ruhigen und selbstbewußten Gesichtsausdruck, mit dem er eben Bier getrunken hatte. Die Mutter brummte unzufrieden:

„Nun raucht ihr beide die Stube voll!“

„Laß uns in den Garten gehen, mein Lieber“, sagte der Vater.

*

Kolja konnte lange nicht einschlafen. Er war seltsam erregt. Er dachte daran, was ihm Wanja von seinen Tagträumen erzählt hatte, und sie verlockten ihn, dasselbe zu träumen. Wie macht man es nur!

Am Morgen bat Kolja seine Mutter um Erlaubnis, heute nicht essen zu dürfen. Die Mutter war im ersten Augenblick sehr erschrocken.

„Was fehlt dir denn?“ fragte sie ihn.

Als sie aber erfuhr, daß ihm nichts fehlte und daß er einfach hungern wollte, wurde sie böse und erlaubte es ihm nicht.

„Das sind Wanjas Einfälle“, sagte sie. „Von diesem Gassenjungen kommt nichts Gutes.“

Kolja gestand, daß er mit Wanja ausgemacht hatte, heute den ganzen Tag nichts zu essen.

„Wie kann ich essen, wenn er hungert?“ fragte er verlegen.

Aber die Mutter sagte sehr entschieden:

„Du darfst daran nicht einmal denken.“

Kolja fühlte sich tief unglücklich. Er versuchte zu fasten, aber die Mutter befahl ihm so streng, zu essen, daß er ihr folgen mußte. Er aß und fühlte sich dabei schuldbeladen. Die Mutter runzelte die Stirne und lächelte.

Wanja aber hungerte den ganzen Tag. Seine Mutter sagte ihm vollkommen ruhig:

„Wenn du nicht fressen willst, so friß eben nicht. Du wirst daran nicht krepieren. Und wenn du auch krepierst, so ist der Verlust nicht schwer.“

Am Abend trafen sich die Jungen wieder im Graben. Kolja fiel es auf, wie Wanjas Augen vor Hunger brannten und wie mager sein Gesicht geworden war. Er blickte ihn mit zärtlichem Mitleid und tiefer Ehrfurcht an. Von dieser Stunde an war er Wanjas Sklave.

„Hast du gefressen?“ fragte ihn Wanja.

Kolja machte eine schuldbewußte, süßsaure Miene.
„Man hat mich gezwungen“, sagte er schüchtern.
„Ach du!“ sagte Wanja verächtlich.

*

Wenn Koljas Mutter nicht so sehr mit den Proben für die Liebhabervorstellung beschäftigt gewesen wäre, hätte sie sicherlich die Veränderung an Kolja gemerkt und wäre erschrocken. Der sonst so lustige und freundliche Junge war plötzlich ein anderer geworden.

Kolja wurde immer öfter von bangen Stimmungen, die ihm bisher unbekannt gewesen waren, heimgesucht, und Wanja suchte diese Stimmungen zu verstärken, als wüßte er irgendeinen verderblichen und unwiderstehlichen Zauber. Er lockte Kolja in den Wald und übte im tiefen Waldesschatten seine Zauberkünste. Die Blicke seiner verderbten Augen flößten Kolja ein so tiefes Vergessen ein, daß er oft verständnislos, wie betäubt um sich blickte. Alles, was ihm früher freudig und lebendig erschienen war, kam ihm jetzt neu, fremd und feindselig vor. Selbst seine Mutter versank oft in das trübe Dunkel ferner Erinnerungen. Wenn er manchmal auch den Wunsch hatte, etwas von Mamachen zu sagen, fühlte er plötzlich, daß er keine Worte und selbst keine Gedanken an die Mutter hatte.

Auch die Natur war in seinen Augen so seltsam trüb und düster geworden. Alle ihre Umrisse waren verschwommen. Sie erschien ihm uninteressant und unnötig.

Von Wanjas Lockungen betört, rauchte er nun öfters, aber nie mehr als eine Zigarette auf einmal. Wanja gab ihm Pfefferminzpastillen, um den Tabakgeruch zu vertreiben. Vom Rauchen schwindelte es ihm jetzt nicht mehr so, wie am Anfang. Der Tabak wirkte aber immer verderblicher auf ihn ein: Kolja fühlte jedesmal nach dem Rauchen eine ungewöhnliche Leere und Gleichgültigkeit in der Seele. Wie wenn jemand mit leisen Diebeshänden seine Seele herausnähme und sie durch eine kalte und freie, leblos atmende

und ewig ruhige Nixenseele ersetzte. Er kam sich daher selbst kühner und freier vor. Und er hatte nicht den Wunsch, an irgend etwas oder irgend jemand zu denken.

Kolja bekam vom Rauchen und von den nächtlichen Traumbildern blaue Ringe unter die Augen. Die Mutter merkte es, wurde unruhig und begann Kolja zu beobachten; bald wurde sie aber durch andere lustige und festliche Sorgen abgelenkt.

*

Selbst im Graben war es heiß. Und still. Als Kolja in den Wald kam, war Wanja noch nicht da.

Die Tannen und Fichten dufteten nach Harz, aber dieser Duft erfreute Kolja nur schwach und kurz. Sehr kurz. Es war, als ob die Seele auf den Gruß der ewig nahen, aber gleichgültig scheinenden Natur mit einer angewohnten Bewegung antwortete: sie wurde von plötzlicher Freude ergriffen, die sie aber gleich darauf ebenso plötzlich vergaß; sie vergaß wohl auch, daß es überhaupt eine Freude in der Welt gibt ...

Der Bach rauschte kaum hörbar, wie fragend und erstaunt. Im Walde erklangen ab und zu leise Geräusche. Die Natur lebte, sich scheu verbergend und ihre unaufhaltsamen Triebe verheimlichend, ihr eigenes, unbekanntes und uns doch vertrautes Leben.

Kolja wartete. Ihn quälte Langweile. Es waren viele Dinge, Töne und Bewegungen an ihm, die ihm einst so wert und lieb waren; jetzt erschien ihm aber alles leer. Und fern. Kolja hörte ein fernes, leises Geräusch und wußte sofort, daß es Wanja war. Er wurde gleich lustiger. Als ob er allein an einer fremden und schrecklichen Stätte, wo der Gram wohnt, verloren gewesen wäre und man ihn hier gefunden und vom dunklen Zauber erlöst hätte.

Die Zweige regten sich, elastisch und trotzig irgendeiner Gewalt nachgebend, um gleich darauf diese Gewalt wieder zu vergessen und ihr eigenes Leben weiterzuleben, und im grünen Dickicht erschien Wanjas Fratze.

„Du wartest?“ rief er aus. „Schau nur, was ich hab!“

Er schob mit der Achsel die Zweige auseinander und kam freudig, verschwitzt und barfuß zum Bach. Er hatte eine Flasche in der Hand. Kolja sah ihn erstaunt an.

„Es ist Madeira“, sagte Wanja, die Flasche zeigend. „Ich hab ihn gemaust!“

Er war freudig erregt, und sein Gesicht wurde öfter als sonst von Grimassen durchzuckt. Er flüsterte:

„Mein Vater trinkt sich gern einen Rausch an. Vielleicht merkt er nicht, daß ihm die Flasche fehlt. Und wenn er es doch merkt, so glaubt er wohl, daß er sie selbst ausgetrunken hat. Oder daß das Dienstmädchen sie gestohlen hat.“

Die Jungen kauerten sich am Bache nieder und blickten die Flasche mit stummem Entzücken an. Kolja fragte:

„Wie wirst du sie aufmachen?“

„Ach, eine Frage!“ antwortete Wanja wichtig. „Zu was hat man einen Korkzieher?“

Wanja steckte die Hand in die Tasche, suchte eine Weile und zog ein Messer mit einem Korkzieher hervor.

„Siehst du“, sagte er, das Messer Kolja zeigend, „was für ein Messer ich hab? Hier sind zwei Klingen, und auf dem Buckel ist ein Korkzieher.“

„Auf dem Buckel!“ sprach ihm Kolja belustigt nach.

Langsam und mit großer Anstrengung und sich über die Anstrengung freuend, entkorkten sie die Flasche. Wanja reichte sie Kolja und sagte:

„Trink!“

Kolja errötete, kicherte, verzog das Gesicht, führte die Flasche an die Lippen und nahm ein Schlückchen. Es schmeckte süß und bitter zugleich. Ein leichter Strom fieberhaft freudiger Erregung lief durch seine Adern. Mit verschämtem Lächeln gab er die Flasche Wanja zurück. Wanja führte sie hastig an den Mund und nahm gleich einen ordentlichen Schluck. Seine Augen begannen zu leuchten.

„Was nimmst du so wenig?“ sagte er, den Wein wieder Kolja gebend. „Wenn du mehr auf einmal nimmst, wirst du sehen, wie schön es ist.“

Kolja wurde nun kühner und trank so viel er nur konnte auf einmal. Er nahm wohl einen zu großen Schluck, denn er mußte gleich husten. Plötzlich wurde es ihm bange und unheimlich zumute. Der Wald begann vor seinen Augen langsam zu schweben. Dann wurde er auf einmal wieder sehr lustig. Die Flasche ging immer von Hand zu Hand, und sie tranken abwechselnd, bald kleine und bald große Schlücke nehmend. Beide waren bald betrunken. Wanja schnitt furchtbare Fratzen. Beide Jungen lachten laut. Kolja schrie wild lachend auf:

„Der Wald tanzt!“

„Er tanzt, er tanzt!“ sprach Wanja nach.

„Schau, was für ein komischer Vogel das ist!“ schrie Kolja.

Alles, was sie sahen, erregte ihre Heiterkeit und schien ihnen komisch. Sie tanzten und tobten. In ihrer wilden Freude ließen sie sich zu üblen Streichen hinreißen. Sie brachen junge Bäume um, kratzten einander, alle ihre Bewegungen waren unvermittelt und sinnlos, und alles erschien in ihren Augen benebelt, zusammenhanglos und lächerlich. Sie warfen die Flasche irgendwohin fort. Später erinnerten sie sich ihrer, fingen zu suchen an, konnten sie aber nicht finden. Wanja sagte: „Es war noch Wein darin. Schade, daß wir sie verloren haben.“

„Es ist genug, wir sind auch so schon betrunken!“ meinte Kolja lachend.

Wanja wurde auf einmal still. Die wilde Freude hatte sich verflüchtigt. Seine veränderte Stimmung teilte sich sogleich Kolja mit. Wanja sagte mit der jammernden Stimme eines geschwächten Trunkenbolds:

„Wir könnten ja den Rest morgen austrinken. Der Kopf tut mir entsetzlich weh.“

Kolja legte sich ins Gras unter einen Baum. Sein Gesicht war blaß geworden. Es war ihm, als ob etwas in seinem Innern ihn höbe, drehe und forttrage ... wohin?

„Wollen wir baden!" sagte Wanja. „Das Wasser wird uns erfrischen, der Rausch wird davonfliegen."

Die Jungen zogen sich aus, gingen ins Wasser und ertranken beinahe. Das Wasser stieß sie immer in die Kniekehlen. Sie lachten, fielen auf alle Viere hin und schluckten das Wasser, das ihnen in Nase und Kehle drang. Es war schrecklich und lustig zugleich. Endlich stiegen sie mit großer Mühe ans Ufer und warfen sich lachend ins Gras.

Während sie sich wieder anzogen, fragte Wanja:

„Willst du, daß ich zwei Schiffchen schwimmen lasse?"

„Gut, lasse sie schwimmen!" entgegnete Kolja. „Wo sind aber die Schiffchen?"

„Ich werde sie schon finden", antwortete Wanja grinsend.

Er packte plötzlich Koljas gelbe Schuhe und schmiß sie ins Wasser.

„Schau, da sind die Schiffchen!" schrie er mit lautem Lachen.

Die Schuhe schwammen, über die Steine hüpfend, schnell davon. Kolja schrie auf und lief ihnen nach, sah aber gleich, daß er sie nicht mehr einholen konnte; die Büsche waren im Wege, und die Füße wollten ihm nicht recht gehorchen. Kolja setzte sich auf die Erde und fing an zu weinen.

„Warum hast du sie ins Wasser geschmissen?" fragte er Wanja vorwurfsvoll.

„Du hast mir ja selbst gesagt, daß ich sie schwimmen lassen soll!" verteidigte sich Wanja mit bösem Lächeln.

„Wie soll ich jetzt nach Hause gehen?" fragte Kolja traurig.

„Geh halt ebenso wie ich!" antwortete Wanja lächelnd.

Seine durchsichtig hellen Augen blinzelten und lachten. Er zeigte Kolja eine Grimasse und kletterte flink wie eine

Katze den Abhang hinauf. Kolja folgte ihm mit großer Mühe. Er weinte und kratzte sich die Füße wund.

‚Ach, wenn ich nur schneller nach Hause käme!' dachte er betrübt und beschämt.

Als sie aber wieder auf der Landstraße waren, wurde es ihm wieder lustig zumute, und das ganze Abenteuer mit dem Wein, dem Baden und den Schuhen erschien ihm ungemein komisch.

*

Der Abend rückte heran, und Kolja war noch immer nicht zu Hause. Seine Mutter wurde unruhig und schickte das Dienstmädchen zu den Nachbarn. Das Dienstmädchen kam zurück und berichtete:

„Wanja Selenjew ist auch noch nicht heimgekommen."

„Sie treiben sich wohl zusammen herum. Ich werde es ihm schon zeigen!" sagte Koljas Mutter zornig. Sie war sehr erschrocken. Ihrem Jungen konnte ja verschiedenes zugestoßen sein. Sie malte sich schon schreckliche Bilder von Koljas Tode.

Sie stand vor der Gartenpforte und blickte besorgt auf die Straße hinaus. Plötzlich hörte sie hinter ihrem Rücken leise und schnelle Schritte. Sie wandte sich um. Es war Kolja: er war durch die Hinterhöfe heimgekommen. Die Mutter schrie entsetzt auf:

„Kolja! Wie siehst du denn aus? Der Ärmel ist abgerissen. Wo sind deine Schuhe?"

Kolja lachte lustig, winkte mit der Hand und sagte: „Die Schuhe sind fortgeschwommen ... Weit weg sind die Schuhe!"

Die Mutter erschrak vor seiner veränderten, heiseren Stimme. Kolja bewegte mit Mühe die Zunge, war ganz blaß, aber sehr lustig. Er begann schnell, doch zusammenhanglos und unverständlich von seinen Abenteuern zu erzählen. Er wunderte sich, daß seine Mutter nicht auch über die lustige Geschichte lachte.

„Du riechst ja nach Wein!“ rief die Mutter entsetzt aus. Ihr betrunkener Sohn erschien ihr so schrecklich, daß sie ihren Augen nicht traute. Kolja aber berichtete vergnügt:

„Mama, wir haben im Graben Madeira getrunken. Er schmeckte wunderbar. Wir haben auch Schiffchen schwimmen lassen, zwei Schiffchen. Das war so schön, so lustig!“

Die Mutter war entsetzt, Kolja aber schwatzte immer weiter.

Die Mutter brachte ihn schließlich zu Bett, und er schlief schnell ein. Dann begab sie sich zu den Selenjews.

Als Alexandra Dmitrijewna zu den Selenjews kam, sagte der Herr des Hauses zu seiner Frau:

„Setz dich mit ihr selbst auseinander.“

Und er zog sich ins Mezzanin zurück.

„Ist Ihr Wanja zu Hause?“ fragte Alexandra Dmitrijewna, ganz atemlos vor Aufregung. „Er hat meinen Sohn betrunken gemacht.“

Frau Selenjew errötete, stemmte die Hände in die Hüften, lachte böse auf und sagte:

„Ja gewiß, er ist zu Hause und schnarcht. Offenbar hat er mit Ihrem Söhnchen nicht übel gezecht: er stinkt förmlich nach Wein. Es ist aber noch eine Frage, wer wen betrunken gemacht hat. Er ist zwar ein übler Bursche, hat sich aber vor der so angenehmen Bekanntschaft mit Ihrem Söhnchen nichts dergleichen zuschulden kommen lassen.“

Die beiden Frauen überschütteten einander mit Vorwürfen und Schimpfworten. Frau Gljebow sagte:

„Ihr Sohn ist der schlimmste Gassenjunge in der ganzen Gegend. Wie kann man nur sein Kind so verziehen?“

„Was schimpfen Sie so?“ antwortete Frau Selenjew grob. „Auch der Ihrige ist ein Goldkind! Heute hat er seine Schuhe vertrunken, was wollen Sie noch mehr? Ein netter Junge!“

„Was? Vertrunken?“ rief Frau Gljebow empört aus. „Ihr Wanja hat sie in den Bach geschmissen!“

Frau Selenjew lachte schadenfroh auf.

„Es ist wirklich kein großes Malheur", sagte sie, „daß sie sich betrunken haben! Das passiert, Gott sei Dank, nicht jeden Tag. Ihr Kolja wird hoffentlich nicht aus dem Leim gehen. Er wird ausschlafen und wieder zur Besinnung kommen."

Alexandra Dmitrijewna fing zu weinen an. Frau Selenjew sah sie verächtlich und mitleidig an.

„Seien Sie nicht böse!" sagte sie versöhnlich. „Von uns hat er das nicht gelernt. Mit den Jungen kann man ja allerlei erleben: man kann sie doch nicht unter einen Glassturz setzen. So müssen sie doch einmal etwas anstellen. Wir werden unsern Wanja schon ordentlich durchprügeln. Sie werden aber Ihren Bengel wohl abküssen, und er wird morgen vor Reue Tränen vergießen. Und nun haben wir miteinander nichts mehr zu reden."

Sie wandte sich ab und ging ins Haus.

*

Als Wanja am nächsten Morgen erwachte, bekam er von seinem Vater eine ordentliche Tracht Prügel. Es war noch sehr früh, die Nachbarn hörten aber mit Vergnügen, wie Wanja mit tiefer, böser Stimme schrie.

„Ich werde ihn ertränken!" sagte Wanja, als er seine Strafe erhalten hatte.

Niemand achtete aber auf seine Worte. Sein Vater eilte zum Zug. Die Mutter begleitete ihn . . .

Der Vater fuhr in die Stadt. Wanja lag lange unbeweglich und stumm in der Kammer. Dann stand er auf und ging aus dem Hause. Die Mutter schrie ihm nach:

„Wanja, untersteh dich nicht, heute fortzugehen! Bleib zu Hause!"

„Fällt mir nicht ein", erwiderte Wanja grob. „Such dir einen Dümmeren, der dir folgt!"

Er machte die Gartenpforte auf und lief auf die Straße. Die Mutter setzte ihm nach, sah aber gleich, daß sie ihn nicht mehr einholen konnte.

„Marfa“, rief sie der Dienstmagd, die lustig grinsend aus der Küche herausschaute: „lauf schnell hinten herum und fang ihn ab!“

„Er ist auf und davon, wer kann ihn einholen?“ antwortete Marfa lachend. Die ohnmächtige Wut der Gnädigen belustigte sie.

„Du erlebst was, wenn du heimkommst, du garstiger Bengel!“ schrie Frau Selenjew ihrem Sohne nach.

*

Wanja saß am Ufer des Waldbaches, blickte finster ins Wasser und sann etwas Böses und Grausames. Ab und zu flüsterte er:

„Einen Stein an den Hals binden, in einen Sack stecken und ins Wasser werfen!“

Sein ganzer Ärger und Haß richtete sich gegen Kolja. Er wünschte ihm den Tod, und dieser Wunsch quälte und freute ihn.

‚Ertränken! Wie wirft man ihn aber ins Wasser? Wozu auch? Es ist vernünftiger, es so einzurichten, daß er selbst ins Wasser geht. Er wird folgen. Man kann ihn zwingen, überreden, bezaubern.‘

Eine böse, grausame Grimasse verzerrte Wanjas Gesicht. Er lief in den Wald und rief laut:

„Hallo!“

Niemand antwortete ihm.

‚Es soll in der Nacht geschehen‘, sagte sich Wanja. ‚Er muß ertrinken, und ich werde sagen, daß ich um diese Zeit geschlafen habe.‘

Und er wurde wieder lustig.

‚Ich werde mich ganz still aus dem Hause schleichen‘, dachte sich Wanja.

*

Als Kolja ausgeschlafen hatte, erinnerte er sich beschämt und entsetzt seiner gestrigen Erlebnisse. Lange weinte er

in den Armen seiner Mutter. Er bereute alles und gelobte, nie wieder dergleichen zu tun. Die Mutter beruhigte sich. Sie war ganz von ihren Proben in Anspruch genommen.

Kolja zog es aber schon wieder nach dem Walde hin. Er wartete einen günstigen Augenblick ab, lief aus dem Hause und kam in den Graben. Wanja empfing ihn hier mit bösen, rachsüchtigen Blicken.

‚In einen Sack stecken und ins Wasser werfen!' dachte er sich wieder. Er verbarg aber seinen Haß und fing zu erzählen an, wie man ihn bestraft hatte. Kolja hörte ihm mit zärtlichem und scheuem Mitleid zu. Wanja merkte es und sagte lachend:

„Das hat mir nichts gemacht. Sie können mit mir alles tun, was sie wollen, ich hab gar keine Angst. Schließlich hab ich auch die Prügel verdient. Sie sagen, man darf nicht stehlen. Die Leutchen wachen eben über ihr Gut. Und wenn du stehlen willst, so mußt du es so machen, daß man dich nicht erwischt."

Die Jungen saßen am Flußufer und blickten nachdenklich ins Wasser. Die Fische plätscherten, als ob sie es im kühlen und durchsichtigen Wasser zu eng hätten. Mücken schwärmten über dem Wasser. Alles war wie immer gleichgültig, im Ganzen schön, in den Einzelheiten eintönig und freudlos.

Wanja war still geworden. Er flüsterte traurig:

„Weißt du, was ich dir sagen werde? Ich will nicht länger leben."

Kolja blickte ihn erstaunt mit weit aufgerissenen Augen an.

„Wie meinst du das?" fragte er.

„Ganz einfach", antwortete Wanja ruhig und beinahe spöttisch. „Ich werde sterben, und die Sache ist erledigt. Ich werde mich ertränken."

„Ist es denn nicht schrecklich?" fragte Kolja entsetzt.

„Ach was, schrecklich! Nichts ist schrecklich. Was soll ich noch länger leben!" sagte Wanja, den unwiderstehlichen Blick seiner durchsichtigen Zauberaugen auf Kolja richtend.

„Es ist gemein, hier auf dieser verfluchten Erde zu leben. Jeder Mensch ist hier dem anderen ein Wolf. Was ist denn dabei so schrecklich? Man ertrinkt schnell und ist dann sofort im Jenseits. Dort ist aber alles anders."

„Anders?" fragte Kolja schüchtern und gläubig. „Ganz anders! Bedenke nur", sagte Wanja in überzeugendem Ton, „wenn du weite Reisen magst..."

„Ja, die mag ich gern", sagte Kolja.

„Also, paß auf", fuhr Wanja fort; „wo du auf dieser Erde auch hinkommst, überall sind es die gleichen Flüsse, Bäume und Kräuter. Dort, jenseits des Grabens ist aber alles anders. Wie es dort aussieht, weiß ich nicht, und niemand weiß es. Gefällt dir aber alles, was du hier siehst?"

Kolja schüttelte verneinend den Kopf.

„Ja, hier ist es ekelhaft zu leben", fuhr Wanja fort. „Fürchtest du denn zu sterben? Schreckt dich der Tod? Den Tod gibt es ja nur hier, auf unserer Erde. Wir müssen alle sterben — aber dort gibt es keinen Tod. Wenn du hier eine Zeitlang nichts im Munde gehabt hast, so stirbst du; du hängst von irgendeinem dummen Bissen ab — aber dort bist du frei. Jetzt hast du einen Körper. Du hast von ihm weiter nichts als Schmerzen. Wenn du hineinschneidest, tut es weh. Dort gibt es aber nichts dergleichen. Der Körper verfault — was brauchst du ihn auch? Du bist frei, und niemand hat Gewalt über dich."

„Und die Mutter?" fragte Kolja.

„Was für eine Mutter?" erwiderte Wanja überzeugend. „Du hast von ihr vielleicht nur geträumt. Du hast gar keine Mutter. Das alles scheint dir nur, in der Tat gibts das alles nicht, es ist Trug. Bedenke doch selbst: wenn es das alles wirklich gäbe, würden dann die Menschen sterben? Würde man dann überhaupt sterben können? Hier vergeht und verschwindet alles wie ein Gespenst."

Kolja riß seinen Blick von Wanjas kalten und durchsichtigen Augen los und betrachtete verlegen seinen eigenen Körper.

„Wie ist es nun?“ sagte er: „Es ist doch immerhin mein Körper!“

„Was für einen Wert hat dein Körper?“ entgegnete Wanja. „Die Leute lachen über ihn: wenn irgendein Haar an der unrichtigen Stelle sitzt, wenn du eine Warze hast oder schielst, so lachen dich alle aus. Und sie schlagen dich, sie schlagen dich furchtbar. Du glaubst wohl, daß man sich an die Schläge gewöhnen kann? Nein, niemals! Daß es weh tut, ist weniger wichtig. Aber an die Kränkung kann man sich nie gewöhnen. Dort wird dich niemand kränken. Niemand hat dir dort etwas zu befehlen, niemand wird auf dich schimpfen oder dir etwas vorwerfen. Dort darfst du alles tun, was du willst. Alles ist erlaubt. Es ist nur hier auf der Erde so, daß du, wenn du einen Schritt zu viel machst oder eine Flasche von dem einen Ort auf einen andern bringst, als Dieb dastehst und jede Schande über dich ergehen lassen mußt.“

Als Wanja das sagte, blickte ihn Kolja mit demütigen, gläubigen Augen an. Die Kränkungen, von denen Wanja sprach, taten ihm weh, viel mehr weh, als wenn er sie selbst erfahren hätte. Ist es auch nicht gleich, wessen Kränkungen es sind?

Irgendein schwarzer Vogel flog über den Kindern dahin; seine breiten Flügel bewegten sich rasch und lautlos. Wanja sprach mit trauriger und leiser, aber unwiderstehlich überzeugender Stimme:

„Wenn du hier irgendeine Flüssigkeit herunterschluckst, bist du gleich ein anderer. Dort gibts das alles nicht. Dort kannst du keinem Ding schaden, und kein Ding kann dir schaden. Gut ist es dort. Wenn du dir hier die Menschen anschaust, so mußt du den einen beneiden und den andern bemitleiden, und dein Herz ist voller Wunden. Dort gibts das alles nicht.“

Wanja sprach noch lange so, und Kolja geriet immer mehr in den Bann seiner traurigen Stimmung und seiner Einflüsterungen.

Wanja schwieg. Der Zauber seiner Stimme schien wie der Rauch aus einem erloschenen Weihrauchfasse im Harzdufte des Waldes fortzuleben. Er blickte müde und stumm in die Ferne. Kolja hatte aber plötzlich den Wunsch, ihn mit einem mächtigen, endgültigen Worte zu widerlegen. Ihn überkam das beruhigende Gefühl einer ewigen Freude. Er blickte Wanja wieder heiter an und sagte mit zärtlich klingender Stimme:

„Und Gott?"

Wanja wandte sich zu ihm um und lächelte, und Kolja wurde es wieder ängstlich zumute. In Wanjas durchsichtigen Augen brannte ein Haß, der gar nicht kindlich war. Und er sagte leise und düster:

„Es gibt keinen Gott. Und wenn es einen gibt, so kümmert er sich nicht um dich. Wenn du zufällig ins Wasser fällst, so denkt Gott nicht daran, dich zu retten."

Kolja hörte ihm entsetzt und blaß zu.

*

Die Dorfkinder wollten Wanja wieder einmal necken. Sie riefen einander zu:

„Kinder, da geht der Dreibrauige, er hat heute Prügel gekriegt!"

„Man zog ihm aus die Hosen und gab ihm auf den Bloßen! . . ."

Sie überschütteten Wanja mit rohen, kränkenden Worten. Wanja blieb stehen und blickte die Kinder stumm mit seinen hellen Augen an, die so rund und unbeweglich wie die einer Schlange waren. Die Kinder wurden still und glotzten ihn ängstlich mit dummen, verständnislosen Blicken an. Aus irgendeinem Winkel kam plötzlich eine Frau herbeigestürzt. Sie packte alle Kinder zugleich bei den Armen und schleppte sie fort.

„Er wird sie noch behexen, der Verruchte!" brummte sie.

„Was sagst du, Tante?" fragte eine Nachbarin.

„Einen bösen Blick hat er!“ flüsterte ihr die Frau zu.

Wanja hörte es. Er lächelte traurig und ging weiter. Als Wanja nach Hause kam, war es schon spät, und der Vater schlief nach dem Essen. Wanja brachte der Mutter ein Körbchen Erdbeeren mit.

„Du kriegst von mir noch eine ordentliche Tracht Prügel!“ sagte die Mutter wütend: „Hast wohl am Morgen zu wenig gekriegt?“

„Ich habe nicht eine einzige Beere gegessen, habe alles für dich aufgehoben“, entgegnete Wanja mit gedehnter, klagender Stimme.

„Wo hast du das Körbchen her?“ fragte die Mutter streng, aber nicht mehr so wütend.

„Wirst du mich wirklich schlagen?“ fragte Wanja weinerlich. „Ich hab mir solche Mühe gegeben.“

„Wie hast du es gewagt, fortzulaufen?“ schrie die Mutter.

„Wenn es mich aber nach dem Walde hinzog ...“, sagte Wanja jammernd.

„Wart, ich werde es schon dem Vater sagen“, versetzte die Mutter ziemlich ruhig. „Setz dich und iß, wenn du willst.“

„Schläft der Vater?“ fragte Wanja mit verständnisvollem Lächeln.

Er setzte sich an den Tisch und fiel gierig über das Essen her.

‚Er hat wohl furchtbaren Hunger‘, dachte sich die Mutter, von Mitleid ergriffen.

„Vater hat zu Mittag gegessen und schläft nun bis zum Abendtee“, sagte sie. „Er ist betrunken heimgekommen. Genau so wie du gestern. Das Söhnchen ist dem Vater nachgeraten.“

Sie rauchte, die Hände in die Hüften gestemmt, und blickte den Sohn mit zärtlichem Lächeln an, das auf ihrem roten Gesicht so komisch und unpassend erschien. Plötzlich tat es ihr leid, daß man Wanja wegen jenes „Kadavers“

verprügelt hatte. ‚Er sieht auch so schon ganz grün aus', dachte sie. ‚Er ist aber ein ganzer Kerl; in der frischen Luft wird er sich bald erholen!' tröstete sie sich.

„Hat man ihn betrunken gemacht?“ fragte Wanja, mit einem Blick auf das Nebenzimmer, aus dem das Schnarchen des Vaters herüberklang.

„Der Strekalow hat ihn wohl verführt“, antwortete die Mutter. „Es sind so furchtbar gemeine Leute!“

Sie spricht mit ihrem Sohn ganz einfach wie mit einem Erwachsenen, ohne sich ein Blatt vor den Mund zu nehmen.

*

So oft jetzt die Knaben zusammenkamen, sprachen sie vom Tode. Wanja pries den Tod und das Leben im Jenseits. Kolja hörte ihm gläubig zu. Immer nichtiger erschien ihm die Natur, und immer erstrebenswerter und lieber der Tod, der tröstende, ruhige Tod, der jedes Leid und jede Unruhe der Erde von uns nimmt. Er befreit, und seine Verheißungen sind untrüglich. Es gibt keinen treueren und zärtlicheren Freund auf Erden als den Tod. Die Menschen fürchten seinen Namen, nur weil sie nicht wissen, daß er das wahre und ewige, ewig unveränderliche Leben ist. Er verheißt eine neue Art des Seins, und er trügt nie. Er hält seine Versprechungen.

Und es ist so süß, an ihn zu denken, von ihm zu träumen. Wer will behaupten, daß die Gedanken an ihn grausam seien? Nein, es ist süß, an ihn, den treuen, fernen und doch ewig nahen Freund zu denken.

Kolja fing schon an, alles zu vergessen. Sein Herz sagte sich von allen Anhänglichkeiten los. Was bedeutet ihm noch die Mutter, die er einst so sehr liebte? Gibt es eine Mutter? Und ist denn hier auf dieser Erde nicht alles gleich trügerisch und gespenstisch? Es gibt hier nichts Echtes und Wahres, und diese veränderliche, schnell ins uferlose Vergessen versinkende Welt ist nur von flüchtigen Schatten

bevölkert. Der Zauber, der von Wanjas Blicken ausging und der nur noch allein tief in Koljas Seele zu dringen vermochte, trieb ihn jeden Tag in den Wald und in den Graben, wo der Bach dasselbe sang, was ihm die durchsichtig hellen, Vergessen spendenden Augen Wanjas erzählten.

Immer tiefer und süßer wurde das Vergessen. Wenn Wanja ihn lange mit seinen hellen, unbeweglichen Augen ansah, vergaß er unter seinen erbarmungslosen Blicken alles, wie man in den Armen des tröstlichsten aller Engel — des Engels des Todes alles vergißt.

Koljas Todesengel schnitt aber Fratzen und hegte böse Gedanken. Seine Wünsche und Träume waren auch früher lasterhaft und grausam gewesen; jetzt hatten sie aber höchste Kraft und Schärfe erlangt. Er dachte an den Tod — an Koljas Tod, und dann auch an seinen eigenen. Er verbrachte qualvolle Nächte in wahnsinnigen Gedanken an den nahen, grausamen Todeskampf.

Während er Kolja mit dem Tode versuchte, unterlag er auch selbst der Versuchung des Todes; er war wie ein Giftmörder, der sich mit seinem eigenen Gifte vergiftet.

Anfangs wollte er nur Kolja vergiften und sich selbst zurückziehen. Später aber dachte er nicht mehr daran, daß er sich zurückziehen würde. Er war ganz in den Bann der Gedanken an den Tod geraten.

Auch Koljas Gedanken waren ebenso wahnsinnig: als ob die gleichen Träume von dem einen zum andern übergingen.

*

Eines Nachmittags trafen sie sich wieder am Waldrande. Wanjas Gesicht war furchtbar blaß und stellenweise geschwollen.

„Was bist du so blaß?“ fragte Kolja.

„Ich habe heute viel geträumt“, entgegnete Wanja. Die beiden Knaben schwiegen eine Weile. Wanja sah sich um, ob niemand in der Nähe wäre, und sagte:

„Ich weiß eine tiefe Stelle. Wenn man da hineinfällt, ertrinkt man sofort.“

„Wo ist sie?“ fragte Kolja.

Wanja lachte und zeigte ihm die Zunge.

„Nein“, sagte er, „ich will sie dir noch nicht zeigen, sonst gehst du allein fort. Ich will aber mit dir gehen.“

Wanja umarmte Kolja und sagte mit leiser, böser Stimme:

„Nur mit dir, Liebster!“

Kolja sah dicht vor sich die hellen, ausdruckslosen Augen, und sie flößten ihm wie immer dunkles Vergessen ein. Er hatte alles vergessen, er wollte an nichts denken, und vor seinen Augen war ein Abgrund ...

Die Knaben vereinbarten, in der nächsten Nacht von zu Hause wegzulaufen und zu sterben.

„Meine Mutter spielt heute abend“, sagte Kolja.

„Das ist ja gut!“ antwortete Wanja.

Der Gedanke an die Mutter vermochte in Kolja keinerlei Gefühle zu erwecken.

Wanja lächelte und sagte:

„Aber wenn du fortgehst, laß dein Kreuz zu Hause, du brauchst es nicht.“

Wanja ging fort. Kolja blieb allein. Er dachte nicht an Wanjas Worte. Er hatte sie aber nicht vergessen. Das von ihnen geweckte Grauen blieb zurück, die giftigen Worte waren tief in die Seele gedrungen.

Sie lebten und wuchsen in ihm ganz von selbst; Kolja aber lebte von seinen gewohnten Eindrücken: von der Mutter, den Spielen, der Schaukel, dem Fluß, den Jungen auf der Straße — alles war wie sonst.

Alles Frühere war aber furchtbar uninteressant und langweilig. Die Mutter durfte nur nicht merken, wie langweilig ihm das alles war.

Und Kolja blickte die Mutter mit seinem gewohnten süßsauren Lächeln an.

*

Es kam die Nacht. Und sie war traurig, still, finster und lang wie die letzte Nacht.

Die Mutter spielte Theater. Sie hatte die ersehnte Rolle bekommen, und heute war die erste Vorstellung. Die Mutter freute sich sehr und ging gleich nach dem Essen fort. Wenn sie heimkommt, wird Kolja schon schlafen: nach der Vorstellung kann man bis vier Uhr tanzen. Das Dienstmädchen gab Kolja seinen Abendtee, brachte ihn zu Bett, versperrte die Wohnung und ging spazieren. Kolja blieb allein zu Hause. Er war es schon gewohnt und hatte keine Angst.

Als aber der leise metallische Ton des Türschlosses sein Ohr erreichte, bemächtigte sich seiner plötzlich das kalte Gefühl der völligen Abgeschiedenheit.

Er lag im Bett auf dem Rücken und blickte mit dunklen Augen zur dunklen Decke hinauf.

‚Und die Mutter?' ging es ihm durch den Kopf.

‚Es gibt keine Mutter!' Sprach eben jemand diese Worte, oder tauchten sie nur in seiner Erinnerung auf?

Kolja lächelte vor sich hin. Dann stieg er aus dem Bett und kleidete sich an. Er wollte auch die Schuhe anziehen, erinnerte sich aber, daß die Erde um diese Stunde feucht und kühl sei: sie wird seine Füße so weich und zärtlich liebkosen.

Feuchte Mutter Erde!

Kolja warf die Schuhe unter das Bett und trat ans Fenster. Am Himmel stand der hellgrüne, unschöne Vollmond. Er schien hinter den Baumwipfeln zu lauern und aufzupassen. Sein Licht war stumm und leblos, und die betörenden, scheuen Strahlen drangen auch durch das Laub . . .

Wanja kam durch die Hinterhöfe in Koljas Garten geschlichen. In allen Fenstern war es dunkel. Wanja klopfte leise an Koljas Fenster. Es ging auf. Kolja blickte hinaus: er war blaß und lächelte schwach. Das Mondlicht fiel gerade auf Wanjas Gesicht.

„Du bist ganz grün!" sagte Kolja.

„Ich bin, wie ich bin", antwortete Wanja.

Sein Gesicht war ruhig und ausdruckslos, wie leblos. Nur seine Augen lebten und leuchteten mit flüssigem, durchsichtigem Glanz.

„Wollen wir gehen“, sagte er, „es ist Zeit.“

Kolja klammerte sich mit seinen kleinen weißen Händen ungeschickt an das Fensterbrett und kletterte hinaus. Wanja half ihm dabei.

„Du solltest doch deine Schuhe nehmen, es ist kalt“, sagte Wanja.

„Und du?“ entgegnete Kolja.

„Mir macht das nichts. Ich fürchte die Kälte nicht“, sagte Wanja mit traurigem Lächeln.

„Auch mir macht das nichts“, erwiderte Kolja leise. Die Knaben gingen aus dem Garten und schlugen den schmalen Feldweg zum Walde, der in der Nähe dunkelte, ein. Wanja flüsterte:

„Schau, wie hell der Mond ist. Auch dort hat es einst Menschen gegeben, sie sind aber alle gestorben. Damals war unsere Erde noch eine Sonne. Auf dem Monde war es warm; es gab dort Luft und Wasser; Tage und Nächte wechselten ab; es wuchs auch Gras, und über das taubedeckte Gras liefen lustige, barfüßige Jungen. Nun sind sie alle tot, mein Lieber, und niemand weint ihnen eine Träne nach!“

Kolja wandte sein Gesicht mit dem süßsauren, traurigen Lächeln Wanja zu und flüsterte:

„Auch wir werden sterben.“

„Blase nur keine Trübsal“, sagte Wanja finster. „Du bist wohl imstande, zu weinen. Ist dir kalt?“

„Es macht nichts“, antwortete Kolja leise. „Sind wir bald da?“

„Sofort.“

Die Jungen stiegen zum Fluß hinunter. Sein Lauf war an dieser Stelle eingeengt: drüben war ein jäher Absturz, und hier fiel das Ufer steil zum Wasser herab. Am Ufer und im Wasser lagen große Steine. Es war still. Der helle kalte

Mond stand über dem Absturz. Er blickte gespannt hinab und wartete. Das Wasser schien unbeweglich und dunkel. Bäume und Sträucher waren stumm und starr. Aus dem Grase lugten kleine, unschöne Blüten hervor; weiß waren sie und unheilkündend.

Wanja scharrte neben dem einen der großen Steine herum und brachte zwei Handnetze mit abgebrochenen Griffen zum Vorschein. Er befestigte am oberen Rande der beiden Netze Schnüre, und sie sahen nun wie zwei Wandertäschchen aus. In jedes legte er einen Stein.

„Es sind zwei Wandertäschchen", sagte er leise. Die beiden Knaben standen auf einem breiten und flachen Stein, der einer Grabplatte glich, und blickten mit der gleichen Angst in das dunkle Wasser. Sie standen wie festgebannt da, und es gab kein Zurück mehr. Ein jeder hatte an der Brust ein Täschchen mit einem Stein hängen, und die Schnüre schnitten sich ihnen in die Nacken ein.

„Geh", sagte Wanja, „erst du, dann ich."

„Machen wir es lieber zusammen!" erwiderte Kolja schüchtern mit seiner hellen Stimme.

„Gut, zusammen!" sagte Wanja entschlossen und lächelte.

Wanjas Gesicht erschien auf einmal eingefallen und finster. Die kalte Willenlosigkeit der Sterbestunde lastete schon auf ihm.

Kolja wollte sich bekreuzigen. Wanja packte ihn aber bei der Hand.

„Was fällt dir ein? Das darfst du nicht!" sagte er böse. „Glaubst du denn immer noch? Gut, wenn Er dich retten will, so soll Er diesen Stein im Täschchen in Brot verwandeln."

Kolja hob die Augen gen Himmel. Der tote Mond blickte ihn stumpf an. In seiner ohnmächtigen Seele wollte sich kein Gebet regen. Der Stein blieb Stein ...

Kolja bemerkte über seinem Kopfe einen feinen Zweig mit kleinen Blättchen, der sich vom dunkelblauen Himmel als zierliche schwarze Silhouette abhob.

‚Wie hübsch!‘ dachte Kolja.

Eine leise Stimme rief ihn von hinten an; sie klang wie die Stimme seiner Mutter:

„Kolja!“

Es war aber zu spät. Sein Körper beugte sich schon über das Wasser und fiel.

Kolja stürzte vom Stein. Das Wasser spritzte mit schwerem Klatschen auf. Kalte, schwere Tropfen flogen Wanja ins Gesicht.

Kolja war sofort ertrunken. Eine kalte, schmerzliche Sehnsucht bemächtigte sich Wanjas. Sie zog ihn unaufhaltsam hinunter, wo Kolja verschwunden war. Sein Gesicht verzerrte sich zu einer schmerzlichen Grimasse. Ein seltsamer Krampf durchzuckte seinen Körper. Er krümmte sich zusammen, wie wenn er sich von jemand, der ihn festhielte und ins Wasser stieße, losreißen wollte. Er streckte plötzlich beide Arme aus, schrie leise auf und fiel ins Wasser. Das Wasser tat sich vor ihm auf und spritzte empor. Dunkle Kreise liefen über den Wasserspiegel und erstarben. Und dann war wieder alles still.

Der tote Mond stand kalt und hell über dem dunklen Absturz.

Stefan Zweig

DIE GOUVERNANTE

Die beiden Kinder sind nun allein in ihrem Zimmer. Das Licht ist ausgelöscht. Dunkel liegt zwischen ihnen, nur von den Betten her kommt ein leiser weißer Schimmer. Ganz leise atmen die beiden, man möchte glauben, sie schliefen.

„Du!“ sagt da eine Stimme. Es ist die Zwölfjährige, die leise, fast ängstlich, in das Dunkel hin fragt. „Was ists?“ antwortet vom anderen Bett die Schwester. Ein Jahr nur ist sie älter.

„Du bist noch wach. Das ist gut. Ich ... ich möchte dir gern etwas erzählen ...“

Keine Antwort kommt von drüben. Nur ein Rascheln im Bett. Die Schwester hat sich aufgerichtet, erwartend blickt sie herüber, man kann ihre Augen funkeln sehen.

„Weißt du ... ich wollte dir sagen ... Aber sag du mir zuerst, ist dir nicht etwas aufgefallen in den letzten Tagen an unserm Fräulein?“

Die andere zögert und denkt nach. „Ja“, sagt sie dann, „aber ich weiß nicht recht, was es ist. Sie ist nicht mehr so streng. Letzthin habe ich zwei Tage keine Aufgaben gemacht, und sie hat mir gar nichts gesagt. Und dann ist sie so, ich weiß nicht wie. Ich glaube, sie kümmert sich gar nicht mehr um uns, sie setzt sich immer abseits und spielt nicht mehr mit, so wie früher.“

„Ich glaube, sie ist sehr traurig und will es nur nicht zeigen. Sie spielt auch nie mehr Klavier.“

Das Schweigen kommt wieder.

Da mahnte die Ältere: „Du wolltest etwas erzählen.“

„Ja, aber du darfst es niemandem sagen, wirklich niemandem, der Mama nicht und nicht deiner Freundin.“

„Nein, nein!“ Sie ist schon ungeduldig. „Was ists also!“

„Also ... jetzt, wie wir schlafen gegangen sind, ist mir plötzlich eingefallen, daß ich dem Fräulein nicht gute Nacht gesagt habe. Die Schuhe hab ich schon ausgezogen gehabt, aber ich bin doch hinüber in ihr Zimmer, weißt du, ganz leise, um sie zu überraschen. Ganz vorsichtig mach ich also die Tür auf. Zuerst hab ich geglaubt, sie ist nicht im Zimmer. Das Licht hat gebrannt, aber ich hab sie nicht gesehn. Da plötzlich — ich bin furchtbar erschrocken — hör ich jemand weinen und seh auf einmal, daß sie ganz angezogen auf dem Bett liegt, den Kopf in den Kissen. Geschluchzt hat sie, daß ich zusammengefahren bin. Aber sie hat mich nicht bemerkt. Und da hab ich die Tür ganz leise wieder zugemacht. Einen Augenblick hab ich stehenbleiben müssen, so hab ich gezittert. Da kam es noch einmal ganz deutlich durch die Tür, dieses Schluchzen, und ich bin rasch heruntergelaufen.“

Sie schwiegen beide. Dann sagte die eine ganz leise: „Das arme Fräulein!“ Das Wort zittert hin ins Zimmer wie ein verlorener dunkler Ton und wird wieder still.

„Ich möchte wissen, warum sie geweint hat“, fängt die Jüngere an. „Sie hat doch mit niemand Zank gehabt in den letzten Tagen, Mama läßt sie endlich auch in Ruh mit ihren ewigen Quälereien, und wir haben ihr doch sicher nichts getan. Warum weint sie dann so?“

„Ich kann es mir schon denken“, sagt die Ältere. „Warum, sag mir, warum?“ Die Schwester zögert. Endlich sagt sie: „Ich glaube, sie ist verliebt.“ — „Verliebt?“ Die Jüngere zuckt nur so auf. „Verliebt? In wen?“

„Hast du gar nichts bemerkt?“

„Doch nicht in Otto?“

„Nicht? Und er nicht in sie? Warum hat er denn, der jetzt schon drei Jahre bei uns wohnt und studiert, uns nie begleitet und jetzt seit den paar Monaten auf einmal täglich? War er nett zu mir oder dir, bevor das Fräulein zu uns kam? Den ganzen Tag ist er jetzt um uns herum ge-

wesen. Immer haben wir ihn zufällig getroffen, zufällig, im Volksgarten oder Stadtpark oder Prater, wo immer wir mit dem Fräulein waren. Ist dir denn das nie aufgefallen?"

Ganz erschreckt stammelt die Kleine:

„Ja ... ja, natürlich hab ichs bemerkt. Ich hab nur immer gedacht, es ist ..."

Die Stimme schlägt ihr um. Sie spricht nicht weiter.

„Ich hab es auch zuerst geglaubt, wir Mädchen sind ja immer so dumm. Aber ich habe noch rechtzeitig bemerkt, daß er uns als Vorwand nimmt."

Jetzt schweigen beide. Das Gespräch scheint zu Ende. Beide sind in Gedanken oder schon in Träumen. Da sagt noch einmal die Kleine ganz hilflos aus dem Dunkel: „Aber warum weint sie dann wieder? Er hat sie doch gern. Und ich hab mir immer gedacht, es muß so schön sein, wenn man verliebt ist." — „Ich weiß nicht", sagt die Ältere ganz träumerisch, „ich hab auch geglaubt, es muß sehr schön sein."

Und einmal noch, leise und bedauernd, von schon schlafmüden Lippen weht es herüber: „Das arme Fräulein!"

Und dann wird es still im Zimmer.

*

Am nächsten Morgen reden sie nicht wieder davon, und doch, eine spürt es vor der andern, daß ihre Gedanken das gleiche umkreisen. Sie gehen aneinander vorbei, weichen sich aus, aber doch begegnen sich unwillkürlich ihre Blicke, wenn sie beide von der Seite die Gouvernante betrachten. Bei Tisch beobachten sie Otto, den Cousin, der seit Jahren im Hause lebt, wie einen Fremden. Sie reden nicht mit ihm, aber unter den gesenkten Lidern schielen sie immer hin, ob er sich mit ihrem Fräulein verständige. Eine Unruhe ist in beiden. Sie spielen heute nicht, sondern tun in ihrer Nervosität, hinter das Geheimnis zu kommen, unnütze und gleichgültige Dinge. Abends fragt nur die eine, kühl, als ob es ihr gleichgültig sei: „Hast du

wieder etwas bemerkt?" — „Nein", sagt die Schwester und wendet sich ab. Beide haben irgendwie Angst vor einem Gespräch. Und so geht es ein paar Tage weiter, dieses stumme Beobachten und Im-Kreise-Herumspüren der beiden Kinder, die unruhig und unbewußt sich einem funkelnden Geheimnis nahe fühlen. Endlich, nach ein paar Tagen, merkt die eine, wie bei Tisch die Gouvernante Otto leise mit den Augen zuwinkt. Er nickt mit dem Kopf Antwort. Das Kind zittert vor Erregung. Unter dem Tisch tastet sie leise an die Hand der älteren Schwester. Als die sich ihr zuwendet, funkelt sie ihr mit den Augen entgegen. Die versteht sofort die Geste und wird auch unruhig. Kaum, daß sie aufstehn von der Mahlzeit, sagt die Gouvernante zu den Mädchen: „Geht in euer Zimmer und beschäftigt euch ein bißchen. Ich habe Kopfschmerzen und will für eine halbe Stunde ausruhen."

Die Kinder sehen nieder. Vorsichtig rühren sie sich an mit den Händen, wie um sich gegenseitig aufmerksam zu machen. Und kaum ist die Gouvernante fort, so springt die Kleinere auf die Schwester zu: „Paß auf, jetzt geht Otto in ihr Zimmer!"

„Natürlich! Darum hat sie uns doch hineingeschickt!"

„Wir müssen vor der Tür horchen!"

„Aber wenn jemand kommt?"

„Wer denn?"

„Mama?"

Die Kleine erschrickt. „Ja dann ..."

„Weißt du was? Ich horche an der Tür, und du bleibst draußen im Gang und gibst mir ein Zeichen, wenn jemand kommt. So sind wir sicher." Die Kleine macht ein verdrossenes Gesicht. „Aber du erzählst mir dann nichts!"

„Alles!"

„Wirklich alles ... aber alles!"

„Ja, mein Wort darauf. Und du hustest, wenn du jemanden kommen hörst." Sie warten im Gang, zitternd, auf-

geregt. Ihr Blut pocht wild. Was wird kommen? Eng drücken sie sich aneinander.

Ein Schritt. Sie stieben fort. In das Dunkel hinein. Richtig: es ist Otto. Er faßt die Klinke, die Tür schließt sich. Wie ein Pfeil schießt die Ältere nach und drückt sich an die Tür, ohne Atemholen horchend. Die Jüngere sieht sehnsüchtig hin. Die Neugierde verbrennt sie, es reißt sie vom angewiesenen Platz. Sie schleicht heran, aber die Schwester stößt sie zornig weg. So wartet sie wieder draußen, zwei, drei Minuten, die ihr eine Ewigkeit scheinen. Sie fiebert vor Ungeduld, wie auf glühendem Boden zappelt sie hin und her. Fast ist ihr das Weinen nah vor Erregung und Zorn, daß die Schwester alles hört und sie nichts. Da fällt drüben, im dritten Zimmer, eine Tür zu. Sie hustet. Und beide stürzen sie weg, hinein in ihren Raum. Dort stehen sie einen Augenblick atemlos, mit pochenden Herzen. Dann drängt die Jüngere gierig: „Also, erzähle mir!“

Die Ältere macht ein nachdenkliches Gesicht. Endlich sagt sie, ganz versonnen, wie zu sich selbst: „Ich verstehe es nicht!“

„Was?“

„Es ist so merkwürdig.“

„Was... was...?“ Die Jüngere keucht die Worte nur so heraus. Nun versucht die Schwester sich zu besinnen. Die Kleine hat sich an sie gepreßt, ganz nah, damit ihr kein Wort entgehen könne. „Es war ganz merkwürdig... so ganz anders als ich mir dachte. Ich glaube, als er ins Zimmer kam, hat er sie umarmen wollen und küssen, denn sie hat zu ihm gesagt: ‚Laß das, ich habe mit dir Ernstes zu bereden.‘ Sehen habe ich nichts können, der Schlüssel hat von innen gesteckt, aber ganz genau gehört habe ich. ‚Was ist denn los?‘ hat Otto darauf gesagt, doch ich hab ihn nie so reden hören. Du weißt doch, er redet sonst gern so frech und laut, das hat er aber so zaghaft gesagt, daß ich gleich gespürt habe, er hat irgendwie Angst. Und auch sie muß

gemerkt haben, daß er lügt, denn sie hat nur ganz leise gesagt: ‚Du weißt es ja schon.' — ‚Nein, ich weiß gar nichts.' — ‚So', hat sie da gesagt — und so traurig, so furchtbar traurig — ‚und warum ziehst du dich denn auf einmal von mir zurück? Seit acht Tagen hast du kein Wort mit mir geredet, du weichst mir aus, wo du kannst, mit den Kindern gehst du nicht mehr, kommst nicht mehr in den Park. Bin ich dir auf einmal so fremd? O, du weißt schon, warum du dich auf einmal fernhältst.' Er hat geschwiegen und dann gesagt: ‚Ich steh jetzt vor der Prüfung, ich habe viel zu arbeiten und für nichts anderes mehr Zeit. Es geht jetzt nicht anders.' Da hat sie zu weinen angefangen und hat ihm dann gesagt, unter Tränen, aber so mild und gut: ‚Otto, warum lügst du denn? Sag doch die Wahrheit, das habe ich wirklich nicht verdient um dich. Ich habe ja nichts verlangt, aber geredet muß doch darüber werden zwischen uns zweien. Du weißt es ja, was ich dir zu sagen habe, an den Augen seh ich dirs an.' — ‚Was denn?' hat er gestammelt, aber ganz, ganz schwach. Und da sagte sie ..."

Das Mädchen fängt plötzlich zu zittern an und kann nicht weiterreden vor Erregung. Die Jüngere preßt sich enger an sie. „Was ... denn?" — „Da sagte sie: ‚Ich hab doch ein Kind von dir'!"

Wie ein Blitz fährt die Kleine auf: „Ein Kind! Ein Kind! Das ist doch unmöglich!"

„Aber sie hat es gesagt."

„Du mußt schlecht gehört haben."

„Nein, nein! und er hat es wiederholt; genau so wie du ist er aufgefahren und hat gerufen: ‚Ein Kind!' Sie hat lange geschwiegen und dann gesagt: ‚Was soll jetzt geschehn?' Und dann ..."

„Und dann?"

„Dann hast du gehustet, und ich hab weglaufen müssen."

Die Jüngere träumt ganz verstarrt vor sich hin. „Ein Kind! Das ist doch unmöglich. Wo soll sie denn das Kind haben?"

„Ich weiß nicht. Das ist es ja, was ich nicht verstehe."

Vielleicht zu Hause, wo ... bevor sie zu uns herkam. Mama hat ihr natürlich nicht erlaubt, es mitzubringen, wegen uns. Darum ist sie so traurig."

„Aber geh, damals hat sie doch Otto noch gar nicht gekannt!"

Sie schweigen wieder, ratlos, unschlüssig herumgrübelnd. Der Gedanke peinigt sie. Und wieder fängt die Kleinere an: „Ein Kind, das ist ganz unmöglich! Wieso kann sie ein Kind haben? Sie ist doch nicht verheiratet, und nur verheiratete Leute haben Kinder, das weiß ich."

„Vielleicht war sie verheiratet."

„Aber sei doch nicht so dumm. Doch nicht mit Otto!"

„Aber wieso ...?"

Ratlos starren sie sich an.

„Das arme Fräulein", sagt die eine ganz traurig. Es kommt immer wieder dieses Wort, ausklingend in einen Seufzer des Mitleids. Und immer wieder flackert die Neugier dazwischen.

„Ob es ein Mädchen ist oder ein Bub?"

„Wer kann das wissen?"

„Was glaubst du ... wenn ich sie einmal fragen würde ... ganz, ganz vorsichtig ..."

„Du bist verrückt!"

„Warum ... sie ist doch so gut zu uns."

„Aber was fällt dir ein! Uns sagt man doch solche Sachen nicht. Uns verschweigt man alles. Wenn wir ins Zimmer kommen, hören sie immer auf zu sprechen und reden dummes Zeug mit uns, als ob wir Kinder wären, und ich bin doch schon dreizehn Jahre. Wozu willst du sie fragen? uns sagt man ja doch nur Lügen."

„Aber ich hätte es so gern gewußt."

„Glaubst du, ich nicht?"

„Weißt du ... was ich eigentlich am wenigsten verstehe, ist, daß Otto nichts davon gewußt haben soll. Man weiß

doch, daß man ein Kind hat, so wie man weiß, daß man Eltern hat."

„Er hat sich nur so gestellt, der Schuft. Er verstellt sich immer."

„Aber bei so etwas doch nicht. Nur ... nur ... wenn er uns etwas vormachen will ..."

Da kommt das Fräulein herein. Sie sind sofort still und scheinen zu arbeiten. Aber von der Seite schielen sie hin zu ihr. Ihre Augen scheinen gerötet, ihre Stimme ist etwas tiefer und vibrierender als sonst. Die Kinder sind ganz still, mit einer ehrfürchtigen Scheu sehen sie plötzlich zu ihr auf. ‚Sie hat ein Kind', müssen sie immer wieder denken, ‚darum ist sie so traurig.' Und langsam werden sie es selbst.

*

Am nächsten Tag bei Tisch erwartet sie eine jähe Nachricht. Otto verläßt das Haus. Er hat dem Onkel erklärt, er stände jetzt knapp vor den Prüfungen, müsse intensiv arbeiten, und hier sei er zu sehr gestört. Er würde sich irgendwo ein Zimmer nehmen für diese ein, zwei Monate, bis alles vorüber sei.

Die beiden Kinder sind furchtbar erregt, als sie es hören. Sie ahnen irgendeinen geheimen Zusammenhang mit dem Gespräch von gestern, spüren mit ihrem geschärften Instinkt eine Feigheit, eine Flucht. Als Otto ihnen Adieu sagen will, sind sie grob und wenden ihm den Rücken. Aber sie schielen hin, wie er jetzt vor dem Fräulein steht. Der zuckt es um die Lippen, aber sie reicht ihm ruhig, ohne ein Wort, die Hand.

Ganz anders sind die Kinder geworden in diesen paar Tagen. Sie haben ihre Spiele verloren und ihr Lachen, die Augen sind ohne den munteren, unbesorgten Schein. Eine Unruhe und Ungewißheit ist in ihnen, ein wildes Mißtrauen gegen alle Menschen um sie herum. Sie glauben nicht mehr, was man ihnen sagt, wittern Lüge und Absicht hinter jedem

Wort. Sie blicken und spähen den ganzen Tag, jede Bewegung belauern sie, jedes Zucken, jede Betonung fangen sie auf. Wie Schatten geistern sie hinter allem her, vor den Türen horchen sie, um etwas zu erhaschen, eine leidenschaftliche Bemühung ist in ihnen, das dunkle Netz dieser Geheimnisse abzuschütteln von ihren unwilligen Schultern oder durch eine Masche in die Welt der Wirklichkeit wenigstens einen Blick zu tun. Der kindliche Glaube, diese heitere, unbesorgte Blindheit, ist von ihnen abgefallen. Und dann: sie ahnen aus der Schwüle der Geschehnisse irgendeine neue Entladung und haben Angst, sie könnten sie versäumen. Seit sie wissen, daß Lüge um sie ist, sind sie zäh und lauernd geworden, selbst verschlagen und verlogen. Sie ducken sich in der Nähe der Eltern in eine nun geheuchelte Kinderhaftigkeit hinein und flackern dann auf in eine jähe Beweglichkeit. Ihr ganzes Wesen ist aufgelöst in eine nervöse Unruhe, ihre Augen, die früher einen seichten Glanz sanft trugen, scheinen funkelnder und tiefer. So hilflos sind sie in ihrem steten Spähen und Spionieren, daß sie gegenseitig inniger werden in ihrer Liebe. Manchmal umarmen sie einander plötzlich stürmisch aus dem Gefühl ihrer Unwissenheit, nur dem jäh aufquellenden Zärtlichkeitsbedürfnis überschwenglich nachgebend, oder sie brechen in Tränen aus. Anscheinend ohne Ursache ist ihr Leben mit einem Male eine Krise geworden. Unter den vielen Kränkungen, für die ihnen erst jetzt das Gefühl erweckt worden ist, spüren sie eine am meisten. Ganz still, ohne Wort haben sie sich verpflichtet, dem Fräulein, das so traurig ist, möglichst viel Freude zu bereiten. Sie machen ihre Aufgaben fleißig und sorgsam, helfen sich beide aus, sie sind still, geben kein Wort zur Klage, springen jedem Wunsch voraus. Aber das Fräulein merkt es gar nicht, und das tut ihnen so weh. Ganz anders ist sie geworden in letzter Zeit. Manchmal, wenn eines der Mädchen sie anspricht, zuckt sie zusammen, wie aus dem Schlaf geschreckt. Und ihr Blick kommt dann immer erst suchend aus einer

weiten Ferne zurück. Stundenlang sitzt sie oft da und schaut träumerisch vor sich hin. Dann schleichen die Mädchen auf den Zehen herum, um sie nicht zu stören, sie spüren dumpf und geheimnisvoll: jetzt denkt sie an ihr Kind, das irgendwo in der Ferne ist. Und immer mehr, aus den Tiefen ihrer nun erwachenden Weiblichkeit, lieben sie das Fräulein, das jetzt so milde geworden ist und so sanft. Ihr sonst frischer und übermütiger Gang ist nun bedächtiger, ihre Bewegungen sind vorsichtiger, und die Kinder ahnen in all dem eine geheime Traurigkeit. Weinen haben sie sie nie gesehen, aber ihre Lider sind oft gerötet. Sie merken, daß das Fräulein den Schmerz vor ihnen geheimhalten will, und sind verzweifelt, ihr nicht helfen zu können.

Und einmal, als sich das Fräulein zum Fenster hin abgewandt hat und mit dem Taschentuch über die Augen fährt, faßt die Kleinere plötzlich Mut, ergreift leise ihre Hand und sagt: „Fräulein, Sie sind so traurig die letzte Zeit. Nicht wahr, wir sind doch nicht schuld daran?"

Das Fräulein sieht sie bewegt an und streift ihr mit der Hand über das weiche Haar. „Nein, Kind, nein", sagt sie. „Ihr gewiß nicht." Und küßt sie sanft auf die Stirn.

Lauernd und beobachtend, nichts außer acht lassend, was sich im Umkreis ihrer Blicke rührt, hat eine in diesen Tagen, plötzlich ins Zimmer tretend, ein Wort aufgefangen. Gerade ein Satz war es nur, denn die Eltern haben sofort das Gespräch abgebrochen, aber jedes Wort entzündet in ihnen jetzt tausend Vermutungen. „Mir ist auch schon so etwas aufgefallen", hat die Mutter gesagt. „Ich werde sie mir dann ins Verhör nehmen." Das Kind hat es zuerst auf sich bezogen und ist, fast ängstlich, zur Schwester geeilt, um Rat, um Hilfe. Aber mittags merken sie, wie die Blicke ihrer Eltern prüfend auf dem unachtsam verträumten Gesicht des Fräuleins ruhen und sich dann begegnen. Nach Tisch sagt die Mutter leichthin zum Fräulein:

„Bitte, kommen Sie dann in mein Zimmer. Ich habe mit Ihnen zu sprechen." Das Fräulein neigt leise den Kopf.

Die Mädchen zittern heftig, sie spüren, jetzt wird etwas geschehen.

Und sofort, als das Fräulein hineingeht, stürzen sie nach. Dieses An-den-Türen-kleben, das Durchstöbern der Ecken, das Lauschen und Belauern ist für sie ganz selbstverständlich geworden. Sie spüren gar nicht mehr das Häßliche und Verwegene daran, sie haben nur einen Gedanken: sich aller Geheimnisse zu bemächtigen, mit denen man ihnen den Blick verhängt.

Sie horchen. Aber nur ein leises Zischeln von geflüsterten Worten hören sie. Ihr Körper zittert nervös. Sie haben Angst, alles könnte ihnen entgehen. Da wird drin eine Stimme lauter. Es ist die ihrer Mutter. Bös und zänkisch klingt sie:

„Haben Sie geglaubt, daß alle Leute blind sind, daß man so etwas nicht merkt? Ich kann mir denken, wie Sie Ihre Pflicht erfüllt haben mit solchen Gedanken und solcher Moral. Und so jemanden habe ich die Erziehung meiner Kinder anvertraut, meiner Töchter, die Sie, weiß Gott wie, vernachlässigt haben ..."

Das Fräulein scheint etwas zu erwidern. Aber zu leise spricht sie, als daß die Kinder es verstehen könnten. „Ausreden, Ausreden! Jede leichtfertige Person hat ihre Ausrede. Das gibt sich dem ersten besten hin und denkt an nichts. Der liebe Gott wird schon weiterhelfen. Und so jemand will Erzieherin sein, Mädchen heranbilden! Eine Frechheit ist das! Sie glauben doch nicht, daß ich Sie in diesem Zustande noch länger im Hause behalten werde?"

Die Kinder horchen draußen. Schauer rinnen über ihren Körper. Sie verstehen das alles nicht, aber es ist ihnen furchtbar, die Stimme ihrer Mutter so zornig zu hören, und jetzt als einzige Antwort das leise, wilde Schluchzen des Fräuleins. Tränen quellen auf in ihren Augen. Aber ihre Mutter scheint nur erregter zu werden.

„Das ist das einzige, was Sie wissen, jetzt zu weinen! Das rührt mich nicht. Mit solchen Personen hab ich kein

Mitleid. Was aus Ihnen jetzt wird, geht mich gar nichts an. Sie werden ja wissen, an wen Sie sich zu wenden haben, ich frag Sie gar nicht danach. Ich weiß nur, daß ich jemanden, der so niederträchtig seine Pflicht vernachlässigt hat, nicht einen Tag mehr in meinem Hause dulde."

Nur Schluchzen antwortet, dieses verzweifelte, tierisch wilde Schluchzen, das die Kinder schüttelt wie ein Fieber. Nie haben sie so weinen hören. Und dumpf fühlen sie, wer so weint, kann nicht unrecht haben. Ihre Mutter schweigt jetzt und wartet. Dann sagt sie plötzlich schroff: „So, das habe ich Ihnen nur sagen wollen. Richten Sie heute Ihre Sachen und kommen Sie morgen früh um Ihren Lohn. Adieu!"

Die Kinder springen weg von der Tür und retten sich hinein in ihr Zimmer. Was war das? Wie ein Blitz ist es vor ihnen niedergefahren. Bleich und schauernd stehen sie da. Zum erstenmal ahnen sie irgendwie die Wirklichkeit. Und zum erstenmal wagen sie etwas wie Auflehnung gegen ihre Eltern zu empfinden.

„Das war gemein von Mama, so mit ihr zu reden", sagt die Ältere mit verbissenen Lippen.

Die Kleine schrickt noch zurück vor dem verwegenen Wort. „Aber wir wissen doch gar nicht, was sie getan hat", stottert sie klagend. „Sicher nichts Schlechtes. Das Fräulein kann nichts Schlechtes getan haben. Mama kennt sie nicht."

„Und dann, wie sie geweint hat! Angst hat es mir gemacht."

„Ja, das war furchtbar. Aber wie auch Mama mit ihr geschrien hat! Das war gemein, ich sage dir, das war gemein."

Sie stampft auf mit dem Fuß. Tränen verhüllen ihr die Augen. Da kommt das Fräulein herein. Sie sieht sehr müde aus.

„Kinder, ich habe heute nachmittag zu tun. Nicht wahr, ihr bleibt allein, ich kann mich auf euch verlassen? Ich sehe dann abends nach euch."

Sie geht, ohne die Erregung der Kinder zu merken. „Hast du gesehen, ihre Augen waren ganz verweint. Ich verstehe nicht, daß Mama mit ihr so umgehen konnte."

„Das arme Fräulein!"

Es klingt wieder auf, mitleidig und tränentief. Verstört stehn sie da. Da kommt ihre Mutter herein und fragt, ob sie mit ihr spazierenfahren wollten. Die Kinder weichen aus. Sie haben Angst vor Mama. Und dann empört es sie, daß ihnen nichts über die Verabschiedung des Fräuleins gesagt wird. Sie bleiben lieber allein. Wie zwei Schwalben in einem engen Käfig schießen sie hin und her, erdrückt von dieser Atmosphäre der Lüge und des Verschweigens. Sie überlegen, ob sie nicht hinein zum Fräulein sollen und sie fragen, mit ihr reden über alles, daß sie dableiben solle, und daß Mama unrecht hat. Aber sie haben Angst, sie zu kränken. Und dann schämen sie sich: alles, was sie wissen, haben sie ja erhorcht und erschlichen. Sie müssen sich dumm stellen, dumm, wie sie es waren bis vor zwei, drei Wochen. So bleiben sie allein, einen endlosen langen Nachmittag, grübelnd und weinend und immer diese schreckhaften Stimmen im Ohr, den bösen, herzlosen Zorn ihrer Mutter und das verzweifelte Schluchzen des Fräuleins.

Abends sieht das Fräulein flüchtig zu ihnen herein und sagt ihnen gute Nacht. Die Kinder zittern, da sie sie hinausgehen sehen, sie möchten ihr gerne noch etwas sagen. Aber jetzt, da das Fräulein schon bei der Tür ist, wendet sie sich selbst plötzlich — wie von diesem stummen Wunsch zurückgerissen — noch einmal um. Etwas glänzt in ihren Augen, feucht und trüb. Sie umarmt beide Kinder, die wild zu schluchzen anfangen, küßt sie noch einmal und geht dann hastig hinaus.

In Tränen stehen die Kinder da. Sie fühlen, das war ein Abschied.

„Wir werden sie nicht mehr sehen!" weint die eine.

„Paß auf, wenn wir morgen von der Schule zurückkommen, ist sie nicht mehr da."

„Vielleicht können wir sie später besuchen. Dann zeigt sie uns auch sicher ihr Kind."

„Ja, sie ist so gut."

„Das arme Fräulein!" Es ist schon wieder ein Seufzer ihres eigenen Schicksals.

„Kannst du dir denken, wie das jetzt werden wird, ohne sie?"

„Ich werde nie ein anderes Fräulein leiden können."

„Ich auch nicht."

„Keine wird so gut mit uns sein. Und dann ..."

Sie wagt es nicht zu sagen. Aber ein unbewußtes Gefühl der Weiblichkeit macht sie ihnen ehrfürchtig, seit sie wissen, daß sie ein Kind hat. Beide denken immer daran, und jetzt schon nicht mehr mit dieser kindischen Neugier, sondern im tiefsten ergriffen und mitleidig.

„Du", sagt die eine, „hör zu!"

„Ja."

„Weißt du, ich möchte dem Fräulein noch gern eine Freude machen, ehe sie weggeht. Damit sie weiß, daß wir sie gern haben und nicht so sind wie Mama. Willst du?"

„Wie kannst du noch fragen!"

„Ich hab mir gedacht, sie hatte doch weiße Rosen so gern, und da denk ich, weißt du, wir könnten ihr morgen früh, ehe wir in die Schule gehen, ein paar kaufen, und die stellen wir ihr dann ins Zimmer."

„Wann aber?"

„Zu Mittag."

„Da ist sie sicher schon fort. Weißt du, da lauf ich lieber ganz in der Früh hinunter und hole sie rasch, ohne daß es jemand merkt. Und die bringen wir ihr dann hinein ins Zimmer."

„Ja, und wir stehen ganz früh auf."

Sie nehmen ihre Sparbüchsen, schütten redlich ihr ganzes Geld zusammen. Nun sind sie wieder froher, seit sie wissen, daß sie dem Fräulein ihre stumme, hingebungsvolle Liebe noch werden zeigen können.

Ganz zeitig stehen sie dann auf. Als sie, die schönen vollen Rosen in der leicht zitternden Hand, an die Tür des Fräuleins pochen, antwortet ihnen niemand. Sie glauben das Fräulein schlafend und schleichen vorsichtig hinein. Aber das Zimmer ist leer, das Bett unberührt. Alles liegt in Unordnung herum verstreut, auf der dunklen Tischdecke schimmern ein paar Briefe.

Die beiden Kinder erschrecken. Was ist geschehen? „Ich gehe hinein zu Mama", sagt die Ältere entschlossen. Und trotzig, mit finsteren Augen, ganz ohne Angst pflanzt sie sich vor ihrer Mutter auf und fragt: „Wo ist unser Fräulein?"

„Sie wird in ihrem Zimmer sein", sagt die Mutter ganz erstaunt.

„Ihr Zimmer ist leer, das Bett ist unberührt. Sie muß schon gestern abend weggegangen sein. Warum hat man uns nichts davon gesagt?"

Die Mutter merkt gar nicht den bösen, herausfordernden Ton. Sie ist blaß geworden und geht hinein zum Vater, der dann rasch im Zimmer des Fräuleins verschwindet.

Er bleibt lange aus. Das Kind beobachtet die Mutter, die sehr erregt scheint, mit einem steten zornigen Blick, dem ihre Augen nicht recht zu begegnen wagen.

Da kommt der Vater zurück: Er ist ganz fahl im Gesicht und trägt einen Brief in der Hand. Er geht mit der Mutter hinein ins Zimmer und spricht drinnen mit ihr leise. Die Kinder stehen draußen und wagen auf einmal nicht mehr zu horchen. Sie haben Angst vor dem Zorn des Vaters, der jetzt aussah, wie sie ihn nie gekannt hatten.

Ihre Mutter, die jetzt aus dem Zimmer tritt, hat verweinte Augen und blickt verstört. Die Kinder kommen ihr, unbewußt, wie von ihrer Angst gestoßen, entgegen

und wollen sie wieder fragen. Aber sie sagt hart: „Geht jetzt in die Schule, es ist schon spät."

Und die Kinder müssen gehen. Wie im Traum sitzen sie dort, vier, fünf Stunden, unter all den anderen, und hören kein Wort. Wild stürmen sie nach Hause zurück.

Dort ist alles wie immer, nur ein furchtbarer Gedanke scheint die Menschen zu erfüllen. Keiner spricht, aber alle, selbst die Dienstboten, haben so eigene Blicke. Die Mutter kommt den Kindern entgegen. Sie scheint sich vorbereitet zu haben, ihnen etwas zu sagen. Sie beginnt: „Kinder, euer Fräulein kommt nicht mehr, sie ist ..." Aber sie wagt nicht zu Ende zu sprechen. So funkelnd, so drohend, so gefährlich sind die Augen der beiden Kinder in die ihren gebohrt, daß sie nicht wagt, ihnen eine Lüge zu sagen. Sie wendet sich um und geht weiter, flüchtet in ihr Zimmer hinein. Nachmittags taucht plötzlich Otto auf. Man hat ihn hergerufen, ein Brief für ihn war da. Auch er ist bleich. Verstört steht er herum. Niemand redet mit ihm. Alle weichen ihm aus. Da sieht er die beiden Kinder in der Ecke kauern und will sie begrüßen. „Rühr mich nicht an!" sagt die eine, schauernd vor Ekel. Und die andere spuckt vor ihm aus. Er irrt noch verlegen, verwirrt eine Zeitlang herum. Dann verschwindet er.

Keiner spricht mit den Kindern. Sie wechseln kein Wort. Blaß und verstört, rastlos, wie Tiere in einem Käfig, wandern sie in den Zimmern herum, begegnen sich immer wieder, sehen sich in die verweinten Augen und sagen kein Wort. Sie wissen jetzt alles. Sie wissen, daß man sie belogen hat, daß alle Menschen schlecht und niederträchtig sein können. Sie lieben ihre Eltern nicht mehr, sie glauben nicht mehr an sie. Zu keinem, wissen sie, werden sie Vertrauen haben dürfen, nun wird sich auf ihre schmalen Schultern die ganze Last des ungeheuren Lebens türmen. Wie in einen Abgrund sind sie aus der heiteren Behaglichkeit ihrer Kindheit gestürzt. Noch können sie das Furchtbare, das um sie geschehen ist, nicht fassen, aber ihr Denken

würgt daran und droht sie damit zu ersticken. Fiebrige Glut liegt auf ihren Wangen, und sie haben einen bösen, gereizten Blick. Wie frierend in ihrer Einsamkeit irren sie auf und ab. Keiner, nicht einmal die Eltern, wagt mit ihnen zu sprechen, so furchtbar sehen sie jeden an, ihr unablässiges Herumwandern spiegelt die Erregung, die in ihnen wühlt. Und eine schreckhafte Gemeinsamkeit ist in den beiden, ohne daß sie zusammen sprechen. Das Schweigen, das undurchdringliche, fraglose Schweigen, der tükkische, verschlossene Schmerz, ohne Schrei und ohne Träne, macht sie allen fremd und gefährlich. Niemand kommt ihnen nahe, der Zugang zu ihren Seelen ist abgebrochen, vielleicht auf Jahre hinaus. Feinde sind sie, fühlen alle um sie, und entschlossene Feinde, die nicht mehr verzeihen können. Denn seit gestern sind sie keine Kinder mehr.

An diesem Nachmittag werden sie älter um viele Jahre. Und erst, als sie dann abends im Dunkel ihres Zimmers allein sind, erwacht in ihnen die Kinderangst, die Angst vor der Einsamkeit, vor den Bildern der Toten und dann eine ahnungsvolle Angst vor unbestimmten Dingen. In der allgemeinen Erregung des Hauses hat man das Zimmer zu heizen vergessen. So kriechen sie fröstelnd zusammen in ein Bett, umschlingen sich fest mit den mageren Kinderarmen und pressen die schmalen, noch nicht aufgeblühten Körper eine an die andere, wie um Hilfe zu suchen vor ihrer Angst. Noch immer wagen sie nicht zu sprechen. Aber jetzt bricht die Jüngere endlich in Tränen aus, und die Ältere schluchzt wild mit. Eng umschlungen weinen sie, baden sich das Gesicht mit den warmen, zaghaft und dann rascher niederrollenden Tränen, fangen, Brust an Brust, die eine der anderen schluchzenden Stoß auf und geben ihn schauernd zurück. Ein einziger Schmerz sind die beiden, ein einziger weinender Körper im Dunkel. Es ist nicht mehr das Fräulein, um das sie weinen, nicht die Eltern, die nun für sie verloren sind, sondern ein jähes Grauen schüttelt sie, eine Angst vor alledem, was nun kommen wird aus

dieser unbekannten Welt, in die sie heute den ersten erschreckenden Blick getan haben. Angst haben sie vor dem Leben, in das sie nun aufwachsen, vor dem Leben, das dunkel und drohend vor ihnen steht, wie ein finsterer Wald, den sie durchschreiten müssen. Immer dämmerhafter wird ihr wirres Angstgefühl, traumhaft fast, immer leiser ihr Schluchzen. Ihre Atemzüge fließen nun sanft ineinander, wie vordem ihre Tränen. Und so schlafen sie endlich ein.

Josef Mühlberger

DUNKLER FRÜHLING

Als Franz Schober in diese Welt eintrat — was gewiß ohne seinen Willen geschah —, war er bereits vaterlos. Wenige Tage vor seiner Geburt, die am 7. 6. 1915 erfolgte, hatte die Mutter die Nachricht vom Heldentod ihres Mannes erhalten. Wir führen diese sechs Zahlen an, obwohl diese Anführung höchst unpoetisch ist, aber diese sechs Zahlen wurden bedeutsam für den Helden unserer Erzählung: da er sie bei Gericht immer wieder und bei den verschiedensten Anlässen anführen mußte, bekam er Ekel davor.

Frau Schober war eine große, kräftige Frau, die sich durch nichts schrecken ließ. Ein arbeitshartes und entbehrungsreiches Leben hatte sie belehrt, daß der Tod keineswegs etwas Schreckliches oder überhaupt etwas Schreckliches ist.

Sie brauchte nicht sechs Wochen zu ihrer Erholung — sie hätte sie gar nicht brauchen dürfen! — sechs Tage nach der Geburt Franz' wusch sie bei Regierungsrat Starkbaum, bei dem Großkaufmann Nahrhaft und dem Oberlandesgerichtsrat Plagemann die schmutzige Wäsche sauber und scheuerte die Stuben, Vorhäuser und Stiegen in den Villen blank.

Den vier Schoberkindern ging es nicht schlecht. Was eine Mutter darben und sich abrackern muß, um im Kriege und dazu noch ohne Vater vier kleine Kinder ordentlich durchzubringen, begreift man wohl. Die Kinder konnten es noch nicht verstehen, sie waren froh, wenn sie satt zu essen bekamen. Und weil sie es nicht verstanden, verlangten und forderten sie es.

Dann aber brach Frau Schober zusammen. Für die ersten drei Geschwister war das nicht so schlimm, die waren schon

aus der Schule heraus: Else war Dienstmädchen geworden, von Georg wußte man nie genau, wo er sich augenblicklich aufhielt und was er tat, Emil war bei einem Bauern als Knecht. So war nur mehr Franz zu Hause, als das Leiden der Mutter begann. Sie bekam geschwollene Füße und einen aufgedunsenen Leib. Plagemanns waren die einzigen, die anständig waren und mit ihrer Wäscherin und Bedienerin Mitleid hatten: Frau Schober durfte weiterhin bei ihnen waschen und bedienen.

Franz bekam an jedem Wochentag bei einer anderen Familie das Mittagessen geschenkt. Es waren vornehme Leute, zu denen er ging, und sie taten besorgt um ihn. Bei allen Familien, außer bei Doktor Gärtner, aß er mit am Tisch und galt hier als etwas Besonderes und Rares, das nicht nur die kleinen Kinder mit dem wenigen Hunger anstaunten. Die Frau des Großkaufmanns Wachsmann nahm durch viele Fragen Anteil an dem Leben Franz Schobers. Am liebsten war Franz bei Doktor Gärtner, weil er dort mit dem Dienstmädchen und dem Chauffeur in der Küche essen durfte; das war auch das einzige Mal in der Woche, daß er zu Mittag satt wurde. Manchmal kam Doktor Gärtner durch die Küche, klopfte im Vorübergehen Franz auf die Schulter und fragte: „Na, schmeckt's?" und drückte ihm eine Kleinigkeit Geld in die Hand.

Bei aller Not hatte Franz noch keinen Schmerz oder Kummer erlebt. Der wurde ihm bereitet, als er einmal, von einem Schutzpolizisten auf verbotenem Platz beim Fußballspielen erwischt, aufgeschrieben wurde. Die Jungen verdufteten sich, lagerten an dem Waldrand und berieten, was die Sache für Folgen haben könnte. „Das Allerschlimmste, was uns passieren kann, ist, daß wir Strafe zahlen", meinte einer. Franz fragte, wieviel das sein könne. „Na, halt eine Ordnungsstrafe, fünf Kronen höchstens." Das schlug ein! Franz war vollkommen verdonnert. Er überrechnete, verglich die Summe mit dem Tagesverdienst seiner Mutter und war trostlos. Er war schon in dem Alter, daß er die Lage

daheim begreifen konnte. Er schlief nicht, er sann und grübelte, wie er verhindern könne, daß die Mutter die Ordnungsstrafe zahlen müsse, kam auf die unglaublichsten Einfälle, die sich bei Tage aber als undurchführbar erwiesen. Eine Woche lang hielt er sich in der Nähe des Hauses versteckt und schaute nach dem Polizisten aus, der den Auftrag zur Zahlung ins Haus bringen würde. Er war hilflos und verzweifelt, und der Schreck verließ ihn nicht ganz, als sich auch nach zwei und drei Wochen niemand meldete.

Nacheinander waren Else und Georg wieder heimgekommen. Sie waren ohne Arbeit und fanden auch keine mehr. Die Mutter mußte nun wieder für drei verdienen, und ihr Leiden verschlimmerte sich. Franz sehnte sich danach, endlich aus der Schule entlassen zu werden. Er war kein trotziger oder gar schlimmer Mensch, aber er lief aus der Schule fort, ehe seine Zeit um war. Es war keineswegs aus böser Absicht geschehen, er hatte sich das so zurechtgelegt: Das mit dem Lernen hat für mich keinen Zweck mehr, die Mutter wird immer elender, sie geht schon an Stöcken; ich werde mir eine Arbeit suchen, dann kann ich mich sattessen, ordentlich anziehen, falle niemanden zur Last und kann, wenn alles gut geht, die Mutter noch mit erhalten. Dieser Entschluß zur Flucht aus der Schule war ihm ganz von selbst und plötzlich gekommen: am Tage vorher hatte er noch gar nicht daran gedacht.

Es war noch finster, als er an diesem Morgen durch das Läuten des Aschemanns geweckt wurde. Der Aschemann ging von Haus zu Haus und schwang die Glocke, die Leute aufzufordern, die Aschekisten vors Tor zu stellen. Das Läuten klang hart, als würden Metallplatten zerschlagen. Franz hörte es nur in dumpfem Halbschlaf. In diesem Hindämmern spürte er den Schmerz an der Ferse seines Fußes, als hätte er dort eine große Wunde. Eine leichte Kälte schüttelte ihn.

Als er nun wieder und schon deutlicher das Läuten des Aschemanns vom Nachbarhaus herüber hörte, träumte ihm

— der Lehrer hatte einige Male erzählt, daß der Opfermut der Menschen im Krieg so groß gewesen sei, daß sie selbst die Glocken ihrer Kirchen fürs Vaterland hergegeben hatten —, von einem Kirchturm würden die Glocken abgenommen und sie müßten, da sie zu groß waren, oben in der Glockenstube zerschlagen werden. Das war ein Kreischen und Knirschen, daß es schien, die Glocke schreie vor Schmerz; dann wieder war jeder Schlag ein kurzes, abgehacktes Bellen, als würden Kanonen abgefeuert.

Franz warf sich auf den Rücken und schob die Arme unter den Kopf. Die Schwester, mit der er schlief, stieß ihn gegen die Wand und knurrte unwillig. Franz überlegte: der Aschemann ist schon da; es ist höchste Zeit, daß ich aufstehe. Doch er dachte im selben Augenblick nicht mehr ans Aufstehen, sondern an den Aschemann. Wie so ein Aschemann häßlich aussieht! Er hat einen großen, grauen Mantel an und die Kapuze über den Kopf gezogen. Das Gesicht ist verstaubt und grau, die Hände, die aus den breiten Ärmeln hängen, sind grau und schmutzig.

Franz fuhr zusammen, ohne daß ihn etwas erschreckt hätte. Wenn man doch nicht aufstehen müßte! Es ist kalt in der Stube — die Mutter war schon auf Bedienung gegangen. Er hatte Angst vor den Schuhen, den zu großen, abgetragenen Niederschuhen, die ihm Frau Wachsmann von ihrem Manne geschenkt hatte — es waren seine einzigen —; sie drückten ihm die Fersen ab und rieben die Knöchel wund. Er hob den Kopf und sah sie beim Ofen stehen. Es waren schöne Lackschuhe, hatten aber dadurch, daß sie zu groß waren, eine verbeulte Form angenommen.

Zu große Schuhe schmerzen mehr als zu kleine Schuhe. Zu kleine Schuhe tragen die reichen Leute, die einen schönen Fuß haben wollen; zu große Schuhe müssen arme Kinder tragen, die Schuhe von Erwachsenen geschenkt bekommen. Zu große, abgetragene Schuhe passen sich dem Fuß nicht mehr an, weil andere ihre Form schon ausgetreten haben. Zu große Schuhe verleihen einen schweren Gang, der beson-

ders bei Kindern auffällt. Zu große Schuhe reiben die Füße wund, nicht nur an den Fersen, auch die Knöchel stoßen sich blutig. Am Abend müssen die verklebten Strümpfe von den Wunden heruntergerissen werden. Das tut weh.

Das Ticken der Uhr tropfte einförmig langsam in die graue Stille. Auch draußen war es grau; es regnete; dazwischen fielen noch große, nasse Flocken. Es sollte längst Frühling sein. Franz sah die zerfalteten Schuhe, die auf ihn lauerten, vor denen er sich fürchtete, sah den kalten Ofen, der wie ein graues Ungetüm in dem Eck der halbdunklen Stube hockte, sah auf dem Tisch zwischen Töpfen, Tellern und Düten die Schulbücher: lose Blätter zwischen braunen und grauen Pappendeckeln.

Er blieb noch eine Minute liegen, noch eine zweite; er zählte langsam bis sechzig.

Nun aber mußte es sein! Er zog sich rasch an, trank den kalten Kaffee hinunter und kaute hastig das trockene Brot, das die Mutter von der Herrschaft als zu alt und hart „für die Hühner" mitbekommen hatte. Zuletzt schob er seine Füße in die Schuhe, steckte die Bücher unter den Arm und lief, trotz des Schmerzes, der Pfützen und des Kotes, so rasch er nur konnte, um noch zurecht zu kommen.

Es nützte nichts; im Flur des Schulhauses, darin es scharf nach Teer und den Aborten roch, empfing ihn verhängnisvolles Schweigen. Zu spät gekommen! Nun war nichts mehr zu gewinnen. Er ging langsam, holte Atem, besah seine kotbespritzten Strümpfe, die an den Fersen Löcher hatten, und trat dann verschüchtert in das Klassenzimmer.

Der Zuruf des Lehrers und das Lachen der Schulkameraden empfingen ihn. „Natürlich der Schober. Wieder der Schober!"

Die Stimme des Lehrers klang höhnisch.

„Ausgeschlafen zu haben, Herr Schober?"

Die Klasse antwortete mit einem Lachen, das der Lehrer zufrieden quittierte.

Franz war froh, daß sein Zuspätkommen mit diesem Empfang sein Bewenden haben sollte, lächelte pflichtschuldig über die Begrüßung und schickte sich an, auf seinen Platz zu gehen. Doch der Lehrer erwischte ihn beim Rockkragen, schüttelte ihn und rief: „Frechdachs, elender! Du wirst bei mir schon noch Pünktlichkeit lernen! Pünktlichkeit bedeutet den halben Menschen, verstanden?“ Damit stieß er Franz in die Ecke zum Ofen und befahl ihm: „Knien!“

Franz rückte ein Stückchen näher zum Ofen, drückte seine Pappendeckel und Blätter unter den Arm und kniete auf dem harten, vom Alter runzligen Bretterfußboden nieder. Nur im Anfang hörte er auf den Unterricht hin — es war Sprachlehrstunde —, dann schaute er an der weißlich grünen Wand vor sich hinauf und spürte die Wärme des Ofens. Sie war sanft und gut. Sie trocknete ihm die Schuhe und wärmte seine Beine mit den zerrissenen, kotbespritzten Strümpfen.

„Schober! Fortfahren!“

Franz schreckte zusammen.

„Rasch, rasch! Welches sind die Kennzeichen der gemischten Biegung?“

Franz stand, schaute sich um, stotterte und schwieg.

„Setzen!“ rief der Lehrer verächtlich und vermerkte das Versagen des Schülers Franz Schober in seinem Notenvormerkheft.

Am Nachmittag ging Franz nicht mehr zur Schule. Am dritten Tag wurde er von einem Schutzmann abgeholt, zunächst in die Wachstube und dann in die Schule geführt, wo er vom Lehrer in Empfang genommen wurde. Dieser zweite Umgang des Knaben mit der Schutzbehörde war von derart nachdrücklichen Umständen begleitet gewesen, daß ihn jedesmal eine nicht geringe Angst befiel, wenn er sich später daran erinnerte.

*

Dreiundzwanzig Tage nach diesem Vorfall verließ Franz Schober mit einem denkbar schlechten Entlassungszeugnis eine niedrige Klasse der Schule. Er war nicht dumm, das konnte man keineswegs von ihm sagen. Doch: bricht der Ackerboden auf, grünt und trägt er, wenn er nicht aufgelockert und gepflügt wird? Was erst gar, wenn er noch hartgetreten wird? Ein Unrecht war an dem Knaben dadurch verübt worden, daß ihn die Lehrer nach einigen ersten, allerdings vergeblichen Versuchen beiseite liegen gelassen hatten. Doch der Schaden war noch gutzumachen, Franz kam noch in die Hände von Leuten, die Einfluß auf ihn gewinnen konnten.

Das war zunächst sein Lehrmeister, Herr Friedrich Niedlich. Dieser besaß ein gut gehendes, wie man sagt, gut fundiertes Unternehmen, das auf dem Firmenschild „Ofenbaugeschäft und Wandverkleidung" genannt wurde. Also: Herr Niedlich war Ofensetzer. Franz Schober hatte gehört, daß für dieses Geschäft ein Lehrbursche gesucht wurde. Er lieh sich ein Rad und fuhr zu Herrn Niedlich, der in einer größeren Nachbarstadt wohnte. Es war wie ein Wunder, daß Franz Schober trotz des schlechten Entlassungszeugnisses und trotz zahlreicher anderer Bewerber aus guten Familien als Lehrbursche aufgenommen wurde. Eigentlich wurde er von Frau Niedlich aufgenommen, Herr Niedlich stand während der Unterredung abseits. Frau Niedlich hatte den Knaben nach seinen Eltern gefragt. Als sie darüber Auskunft erhalten hatte, war alles in Ordnung. Franz bekam freies Essen und Wohnen; außerdem könne er sich durch Trinkgelder ein schönes Taschengeld machen, meinte Frau Niedlich.

Es war höchste Zeit, daß Franz von zu Hause fortgekommen war. Die Mutter schaffte es nicht mehr, sie ging schon auf Krücken und schleppte die Beine mühsam nach. An Waschen und Arbeiten war nicht mehr zu denken. Frau Schober saß täglich ein paar Stunden auf der niedrigen Steinmauer vor dem Gärtchen eines Stadthauses. Nicht gerade,

daß sie bettelte; sie hielt nicht die Hand hin, sie schaute die Vorübergehenden kaum an. Doch sie griff rasch zu, wenn ihr etwas gereicht wurde, und steckte ebenso rasch die Münze ein, ohne sie angesehen zu haben.

Sie war glücklich über die Aufnahme ihres Franz. Sie begann zu glauben, das Leben ihres Jungen stehe unter einem guten Zeichen, da es einen so erfreulichen Anfang nahm. Es war kein Zweifel: Frau Niedlich hatte den Jungen aus Mitleid aufgenommen.

Gewiß, wegen den leidigen Familienverhältnissen hatte Frau Niedlich den Jungen als Lehrburschen aufgenommen; doch in einem anderen Sinne. Sie wußte, daß sich niemand einmischen werde, was immer mit dem Jungen geschah. Äußerlich erschien Frau Niedlich tatsächlich freundlich und leutselig, innerlich aber war sie tückisch und roh. Auch ihrem Manne gegenüber, dem sie die Leitung des Geschäftes nach und nach aus den Händen genommen hatte. Sie war ein breites, stattliches Weib, schon über die Fünfzig. Sie ging immer gut, meist grau gekleidet, und trug um den Hals an einem schwarzen, dünnen Samtband ein goldenes Kreuz, das sie öfter im Tage aus der Bluse hochzog. Sie war voll und gesund, hatte dichtes, noch schwarzbraunes Haar, dessen Fülle sie durch ein violettes Netz festhielt.

Die Erwartungen Franz Schobers wurden schon gleich am ersten Tage enttäuscht. Er mußte Taglöhnerarbeit verrichten, bekam ein karges Essen und mußte in einer Bodenkammer schlafen, die mit Gerümpel überfüllt war. Er gewöhnte sich daran, gab sich fürs erste zufrieden und hoffte auf eine Besserung.

Sie trat nicht ein. Wochen vergingen, Franz wurde zu keiner richtigen Arbeit herangezogen. Er begann Frau Niedlich zu hassen. Aber es war kein unbedingter Haß. Etwas an der Frau gefiel ihm; er betrachtete sie manchmal von der Seite; dann fiel sein Blick immer zuerst auf die schwarzbraunen, vollen Haare.

Frau Niedlich kommandierte die Gehilfen und Taglöhner und bewachte sie zuweilen bei der Arbeit. An einem heißen Juli-Nachmittag mußte Franz mit einem Taglöhner unter Aufsicht Frau Niedlichs in dem Bach, der beim Hause vorbeifloß, an der Stelle, wo Frau Niedlich die Wäsche schwenken ließ, ein Stück Ufermauer in Ordnung bringen.

Frau Niedlich schaffte und redete ununterbrochen, sie schimpfte und nörgelte, die Arbeit ging nicht vom Fleck. Der Taglöhner, ein Kriegsinvalide, war schwach und unbeholfen. Sie mußten immer wieder absetzen, wenn sie einen Stein hochbringen und in die Mauer einfügen wollten.

„Aber Berger, wozu haben wir Sie denn eigentlich?“ sagte Frau Niedlich unwillig. Da faßte Franz den Stein an, stemmte ihn hoch und stieß ihn in die Lücke der Ufermauer. „Schauen Sie sich den Jungen an!“ rief Frau Niedlich richtig erstaunt. Ein Gehilfe kam, kauerte sich auf die Stufen und wusch sich die lehmigen und rußigen Hände.

„Hast du schon gesehn, wie heut der Alten die Haare schwitzen?“ sagte er zu Franz. Nicht gleich, aber bei der nächsten Gelegenheit schaute Franz Frau Niedlich von der Seite an. Knapp unter den Haaren über die Stirn zog sich ein schwarzbrauner Streifen. Die Haare schimmerten an einigen Stellen grau.

Das Lob der Frau Niedlich hatte auf Franz gewirkt. „Schaun Sie sich den Jungen an!“ hatte sie erstaunt gerufen, als er den Steinblock allein gehoben und in die Mauer gefügt hatte. Nein, so schlimm war Frau Niedlich nicht, wie die Gehilfen immer von ihr sprachen. Sie ließ es gelten, wenn jemand etwas leistete — es ginge schon an mit ihr, wenn sie nur nicht so furchtbar geizig wäre!

Franz hatte bis dahin — seit seiner Aufnahme war mehr als ein halbes Jahr verflossen — nichts anderes getan, als in einem vierrädrigen Ziehwagen Kacheln, Ziegel und Lehm an den Ort gefahren, wo gearbeitet wurde; waren es kleinere Aufträge, trug er Lehm, Kacheln und Ziegel in einer

Holzbutte am Rücken; den Abfall von der Arbeit fuhr er in einem Schubkarren auf einen Müllhaufen außerhalb der Stadt. Nun war er seit einer Woche im Ofenkehren unterwiesen worden. Einer von den älteren Gehilfen hatte ihm die Sache rasch beigebracht. „Da steckste das Ding halt ins Loch nein und fährst 'n paarmal drin hin und her — na, du weißt ja schon, gar nicht anders —." Dazu lachte er, daß seine weißen Zähne in dem rußigen Gesicht blitzten.

Es war schon etwas, als Franz diese Arbeit zum erstenmal verrichten durfte. Nicht allein wegen des Kehrens. Er kam wieder zum erstenmal zu vornehmen Leuten, die einige Zimmer besaßen, Teppiche auf dem Fußboden liegen hatten, kurz, so wohnten wie die Leute, bei denen er als Schuljunge zu Mittag gegessen hatte. Franz hatte große Angst, denn es war alles blitzblank gescheuert. Ein Glück, daß nur das Dienstmädchen zugegen war. Er gewann Mut und ging die Arbeit an, als verrichte er sie zum hundertsten Male. Doch da trat die gnädige Frau in die Küche. Beinahe wäre der Ruß auf die Ofenplatte und den Fußboden gepleddert! Was es da aber auch zu schauen gab? Die gnädige Frau hatte eine komische Männerkleidung an; Hosen und Rock aus dünnem, bunten Stoff, daß man gehörig geblendet war, wenn man lang darauf schaute; an den Füßen hatte sie grüne, glänzende Schuhe. Sie schaute zunächst zu, kam dann näher und mischte sich in die Arbeit.

„Haben Sie mir nicht den Grünsalat vergessen?" fragte sie dann das Dienstmädchen, das, ohne etwas zu tun, bei der Wasserleitung lehnte.

„Sollte denn heute Grünsalat gemacht werden?" fragte das Mädchen und glotzte die Gnädige an.

„Ich hab Ihnen doch gestern gesagt, daß sich mein Mann für Mittag Grünsalat bestellt hat. Nun schaun Sie aber, daß Sie ihn rasch besorgen."

„Es ist noch Zeit bis zum Mittag", erwiderte das Mädchen.

„Gehen Sie lieber gleich. Sie können hier nichts helfen. — Aber recht frischen, verstanden? Und greifen Sie, ob die Häupteln schön hart sind.“

Sie folgte dem Mädchen in den Gang und rief ihm nach: „Sie können auch in die Putzerei gehen und die Handtasche mitbringen.“

Was nun weiter geschah, wurde Franz nicht ganz klar und bewußt. Die gnädige Frau — eine junge Dame — stellte sich so nahe neben ihn, daß er ununterbrochen Angst haben mußte, er könnte sie beschmutzen. Er drehte sich und wich aus und war froh, als er endlich mit seiner Arbeit fertig geworden war. Doch er wurde noch nicht entlassen, er mußte mit in das Zimmer kommen — er getraute sich gar nicht richtig aufzutreten! —: der Ofen habe keinen rechten Zug. Franz wußte nicht, was da zu tun sei, er hatte nie vorher an so einem Ofen gearbeitet. Er prüfte das Ofenloch, schraubte eine von den glänzenden Messingbüchsen ab und wieder an und probierte an der Absperrvorrichtung. Das wurde alles richtig ernst genommen, und auch die gnädige Frau nahm die Arbeit wichtig, sprach über alles mit ihm, stand währenddem nahe bei ihm und trat immer näher. Da war dem Jungen für einen Augenblick, das Zimmer begänne zu kreisen. Diese Vorstellung war ihm so plötzlich und mit derartiger Heftigkeit gekommen, daß er die eine Hand auf den Ofen stützen mußte und dabei die Frau neben sich berührte. Da kam er wieder zur Besinnung. Die gnädige Frau war von seiner Seite verschwunden. Sie hatte sich auf den Diwan hingestreckt, der vor einem hohen, breiten Bücherschrank stand. „Jetzt wird es schon in Ordnung sein“, sagte Franz, grüßte und wollte das Zimmer verlassen.

„Einen Augenblick noch!“ klang es ihm nach.

Franz blieb im Vorhaus stehen und wartete. Mit einem Händedruck wurde ihm ein erstaunlich hohes Trinkgeld überreicht.

Franz stand auf der Straße. Es war kalt und zugig und grau, es schneite und regnete zugleich. Der gelbbraune,

wulstige Kot und die schmutzigen Wasserlachen verschluckten die Flocken. Franz fror, er war schlecht und ungenügend gekleidet. Seine Schuhe ließen das Wasser durch.

Er schaute noch einmal zurück. Dort, das waren die Fenster. Dünne Vorhänge hingen davor, so, als würde weißer Schnee niederrieseln. Dahinter standen Tulpen und Hyazinthen.

Was war das nur? Warm durchflutete es ihn, während er in diesem Pantschwetter stand und sich zu erklären versuchte, was vorgefallen war. Er zog die Hand aus der Tasche und betrachtete das Geldstück. Wer für seine Arbeit ein so großes Trinkgeld bekommt, ist doch jemand, der muß doch tatsächlich etwas leisten!

Franz Schober kaufte sich für das Trinkgeld eine Mütze und einen Selbstbinder; es blieb ihm noch genug für zwei kleine Biere. Am Sonntagnachmittag brachte er sich vor dem Spiegel zurecht. Es war ein schlechter Spiegel, in welchem er sich betrachtete, eigentlich nur ein Scherben, matt und schon fast blind. Darin lag nun das runde Gesicht mit der kräftigen, schöngeformten Nase und dem breiten, herabhängenden Mund; das Kinn war klein. Im ganzen aber sah das Gesicht gut aus, es war weich und voll. Franz fand Gefallen an sich selber. Die Haare hätten noch geschnitten sein müssen; sie hingen ein bißchen über die Ohren. Er machte sie naß und bürstete sie lang und gründlich. Dann wurde die neue Krawatte umgebunden; das war keine einfache Arbeit, denn er hatte früher meist nur ein Tuch um den Hals getragen. Zudem war die billige Krawatte sehr dünn und Franz wollte, wie es jetzt Mode war, einen breiten Knoten daraus bringen. Auch die Mütze setzte er vor dem Spiegel auf; etwas schief und ein Stückchen über das rechte Ohr. Mantel besaß er keinen, aber das Sonntagsgewand war leidlich, die Mutter hatte es ihm gekauft — die Mütter müssen rein zaubern können! — als er hierher in die Lehre gegangen war. Nur war es schon ein bißchen klein, die Hose spannte um die kurzen, kräftigen Beine,

der Rock war zu eng, die Ärmel zu kurz. Doch diesmal war das Gewand gut ausgebürstet und geputzt, man konnte sich sehen lassen. Mit einer gewissen Herablassung verließ Franz denn auch die Gerümpelkammer und ging sicher, als täte er es jeden Sonntag, in ein kleines Wirtshaus mit dem idyllischen Namen „Waldesruh", das außerhalb der Stadt hinter einem Walde lag. Er trank langsam und bedächtig seine zwei Biere aus, bekam von einem Gehilfen, der mit seinem Mädchen zur Tanzmusik gekommen war, noch eins bezahlt und war zufrieden, als er am Abend heimkehrte, obwohl er sich in der Wirtsstube nicht von seinem Platze weggerührt und nicht das geringste von dem begriffen hatte, was hinter den Tischen, im Tanzsaal und auf dem Weg im Walde vor sich ging.

Es fehlte ihm, als er am kommenden Sonntag seinen Ausflug nicht wiederholen konnte. Zudem war kaum eine Aussicht, in der nächsten Zeit zu Geld zu kommen, da er wieder nur Taglöhnerarbeit verrichten mußte und die von Frau Niedlich angekündigten Trinkgelder ausblieben. Jede Spur von Zuneigung zu Frau Niedlich war übrigens verlöscht. Franz bekam, jetzt mitten im besten Wachstum, nicht genug zu essen; wenn er in der Küche arbeitete, die Dielen scheuerte oder Holz kleinmachte oder das Geschirr abwusch und Frau Niedlich hinausgerufen wurde, sperrte sie alle Schränke ab und nahm die Schlüssel mit. Selbst die blecherne Brotbüchse trug vorn ein kleines Schloß. Franz hatte Frau Niedlich im Verdacht, sie sei schuld daran, daß er zu keiner richtigen, einem Ofensetzerlehrling entsprechenden und würdigen Arbeit zugelassen werde. Er machte sich zunächst kein Gewissen daraus, als es ihm einmal gelang, Frau Niedlich einen kleinen Geldbetrag zu entwenden.

Es war auf die einfachste Weise von der Welt geschehen. Als Franz einmal in der Küche der Frau Niedlich das Geschirr gewaschen, den Ofen ausgeputzt und das Brennholz kleingeschnitten hatte und Frau Niedlich noch immer nicht vom Einkauf zurückkam, holte er ein vergoldetes Porzellan-

schweinchen herunter, das Frau Niedlich, wie er herausbekommen hatte, hinter dem Muttergottesbild auf einem Wandbrett im Eck der Stube auch vor ihrem Manne versteckt hielt. Er steckte das Messer, mit dem er eben das Brennholz kleingeschnitten hatte, in den Schlitz am Rücken dieses goldenen Schweinchens, dreht es um, und ohne zu schütteln, rutschte ihm ein Geldstück in den Rockärmel.

Daß er etwas Schlimmes begangen hatte, wurde ihm erst bewußt, nachdem das Geld ausgegeben worden war. Nun konnte ihn die Polizei wieder holen, wie damals, als er nicht in die Schule gegangen war. Äußerlich waren es zwar andere Gründe, die ihn veranlaßten, das Haus des Herrn Niedlich zu verlassen: von der Ofenbauerei lernte er eh nichts und als Taglöhner konnte er wo anders mehr verdienen. Sang- und klanglos wurde der Wechsel vorgenommen, Franz hatte, da er mit dem niedrigsten Lohn zufrieden war, bald eine neue Beschäftigung gefunden. Er kam in einer Spielwarenfabrik unter, wo augenblicklich Konjunktur herrschte. Kisten-, ja waggonweise wurde in östliche Länder ein Artikel versendet, der bei den slowakischen, ruthenischen und karpathorussischen Dorfburschen in Mode gekommen war. Es war dies eine seidene Kokarde, die aus der Brusttasche des Rockes hervorschaute; erst wenn die Kokarde herausgezogen wurde, erkannte man — die Mädchen erschraken über das plötzlich hervorkommende Bein, die Burschen freuten sich darüber — das mit einem dünnen Seidenstrumpf überzogene Holzbeinchen, an welchem die Kokarde festgeklebt war. Franz hatte nichts anderes zu tun, als Stück um Stück dieses Artikels in Seidenpapier einzupacken und in eine kleine braune Schachtel zu legen.

‚Es ist etwas Seltsames um diese bestrumpften Holzbeinchen mit der seidenen Kokarde obenauf‘, dachte sich Franz, als er vom Chef mit einer Botschaft in die Villa geschickt wurde. Was war das für eine Pracht hier! Der Garten, der Weg, das Haus, das Vorhaus, in welchem er warten durfte, bis die Gnädigste kam. Wie erst mochte es in den Zimmern

aussehen! Und alles: der weiße Kiessand, die Figuren vor dem Eingang, die Rosenstöcke, die Teppiche, die kostbaren Möbel; das Kleid, die Ringe, die Schuhe, die Halskette der Gnädigen, das Dreirad des Knaben — alles von den Holzbeinchen mit der Kokarde. War das nicht wunderbar?

Franz wurde nicht lange in dem Geschäft behalten. Er wurde eines Tages und plötzlich entlassen. Es hieß, daß vorderhand der Bedarf an Holzbeinchen gedeckt sei.

Franz war arbeitslos. Das war schlimm für ihn, denn er wußte nicht ein noch aus. Er wohnte bei dem Fabrikarbeiter Purmann. Purmann war ebenfalls arbeitslos und führte die Hauswirtschaft, sein Weib war noch im Feinsaal einer Spinnerei beschäftigt. Purmann besaß ein kleines eigenes Häuschen, ein Stückchen Garten und zwei Ziegen. Das hielt die kinderreiche Familie über Wasser. Man darf sich nicht vorstellen, daß das viel war, dieses Häuschen mit dem Garten und den zwei Ziegen. Es gab nur zwei enge Stuben und eine Kammer, die Kinder fanden kaum Platz genug. Franz besaß kein Bett für sich. Er schlief gemeinsam mit einem tschechischen Burschen, der im Austausch für eine Tochter Purmanns aufgenommen worden war. Es war üblich in Böhmen, daß deutsche und tschechische Eltern ihre Kinder für ein Jahr zur Erlernung beider Landessprachen austauschten.

Purmann schickte Franz nicht aus dem Hause, als er entlassen wurde. Franz war den ganzen Tag auf den Beinen, eine Arbeit zu finden. Am Abend saß er manchmal auf der Bank vor dem Hause und versuchte, sich alles zurechtzudenken. Jetzt war er nicht mehr als ein Bettelmann, den man aus Mitleid im Hause schlafen läßt und dem man etwas zu essen gibt.

Er versuchte, irgendwo als Taglöhner unterzukommen. Es war die Jahreszeit, in der die Bautätigkeit einsetzt. Er sprach in einer Kanzlei vor, er wurde in den Hof gewiesen, wo in hohen Würfeln Bretter und Balken aufgeschichtet lagen. Das Holz war trocken und roch gut, so, wie es an einem

heißen Julitag im Walde riecht. Der Bauherr, ein noch junger Mann, näherte sich; er führte ein Kind, das einen Teddybär nachzog, an der Hand. Das Kind lief auf Franz zu und rief ihn: „Onkel!“ Der Bauherr fragte ihn: „Nun, was gibt's denn?“ Franz trug sein Anliegen vor, der Herr ließ ihn nicht erst ausreden und sagte im Fortgehen: „Arbeit? — Das wollen jetzt viele, mein lieber Herr!“

Franz konnte sein Sprüchlein schon auswendig, immer wiederholte sich dasselbe. Alle Bauherrn, der kleine Dicke mit dem langen Kopf, der Große mit dem Gang eines Matrosen, der mit dem knallroten Gesicht und dem struppigen Schnauzbart, alle sagten sie, als hätten sie sich verabredet: „Was? Arbeit wollen Sie? Das möchten jetzt viele.“

Schließlich bekam er wie durch Zufall Arbeit. An einem schönen, sonnigen Nachmittag schlenderte er an einem Neubau vorbei. Er stellte sich hin und schaute den Arbeitern zu. Es war heiß und alles ging ein bißchen träg zu. Nur das Zerschlagen und Klopfen auf die Ziegel war ununterbrochen wie ein Geläut zu hören.

„Gaffen und nichts machen!“ rief es vom Bau herunter.

„Wenn's nur was zu machen gäbe!“ gab Franz schlagfertig zur Antwort.

„Wenn du willst, kannst du gleich zupacken!“ Es war der Bauführer selber gewesen, der das gerufen hatte; Franz erkannte ihn an seiner weißen Leinwandjacke. Nun war er auch schon heruntergekommen und verhandelte mit ihm. Franz warf den Rock ab und faßte, wie ihm der breite, barsche Mann geheißen hatte, einen leerstehenden Schubkarren und begann mit der Arbeit.

Nun wurde es erst wieder ein Leben! Er war nicht mehr auf die Gnade und Barmherzigkeit fremder Leute angewiesen und mußte nicht alle Sonntage abends trübselig zu Hause sitzen. Nicht, daß Franz ein besonderes Vergnügen am Gasthausgehen gehabt hätte, dennoch tat er es gern. Er nahm seine sonntäglichen Spaziergänge zu dem Gasthof „Waldesruh“ wieder auf und war zufrieden.

Er war noch ein Kind. Seit seiner Entlassung aus der Schule war erst einundeinhalbes Jahr verflossen. Nun hatte er wieder seine Arbeit und einen Verdienst, mit dem er auskam. Da war er schon wie ein richtiger Mann, der sich allein durch die Welt fortbringt.

Er blieb nicht lange Zeit bei dem Bau, wo er aufgenommen worden war; der Bauführer verwendete ihn bei einem Umbau; ein altes Haus wurde aufgestockt.

Nach knappen drei Wochen war der Umbau vollendet. Die Mörtelkästen standen noch herum, und die abgetragenen Gerüstbalken und Bretter lagen nebeneinandergeschichtet im Gras. Franz war als Letzter zurückgeblieben; er trug die Geräte auf einen Flecken zusammen, kratzte die Mörtelkästen sauber und räumte schließlich die Reste von den Sand- und Schutthaufen, Ziegelbrocken und alten Anwurf, die noch vor dem Hause herumlagen, in einem Schubkarren weg. Während er arbeitete, machte sich der kleine Günther aus dem Nachbarhause um ihn zu tun, der, da heute Samstag war, schulfrei hatte. Der Junge war mit seinen acht Jahren schon ein richtiger Arbeiter. Wo er nur mit seinem kleinen, blauen Wagen dabei sein konnte! In der ganzen Nachbarschaft half er, wenn Holz, Kohle oder Kartoffeln kamen, wenn jemand ein Paket zur Post zu fahren hatte oder Kraut vom Markte holte. Jetzt half er Franz, lud Sand und Ziegelbrocken in sein blaues Wägelchen und fuhr es weg. Er biederte sich immer mehr an, endlich sagte er seine Bitte: er möchte gerne einmal mit dem großen Schubkarren fahren. Es ging ganz gut. „Bitte schön, du Herr, noch eine Schaufel mehr hinein." Nun gab Günther den Schubkarren nicht mehr her, er fuhr sicher und stolz. Auch das Kippen gelang ihm schon immer besser. Franz mußte immer eine Weile warten, ehe der Junge zurückkam; er stützte sich auf die Schaufel und sah den anderen Jungen zu, die Äroplane aus weißem Papier falteten und warfen. Er schaufelte Günther wieder den halben Schubkarren voll und schaute den Jungen weiter zu. Er dachte: ‚Sie machen das nicht richtig,

sie machen den Schwanz viel zu kurz; darum hält sich der Äroplan nicht in der Luft und schießt gleich wieder herunter.‘

Günther wurde von der Mutter gerufen. Er gehorchte nicht gleich, die Mutter mußte erst kommen und ihn bei der Hand nehmen. Er trennte sich schweren Herzens von dem großen Schubkarren. „Du Herr, darf ich morgen wieder fahren?“ fragte er im Weggehen.

Nun tummelte sich Franz. Wenn er sich dazuhielt, konnte er heute noch mit dem Aufräumen fertig werden. Als die Fabriken Feierabend pfiffen, war er so weit. Beim Abkehren stand ihm der kleine blaue Wagen Günthers im Weg. Er nahm die Deichsel in die Hand und fuhr den Wagen hinüber zum Haustor. Er mußte sich dabei bücken und zog den Wagen langsam wie ein Kind.

Und noch einmal hielt er bei der Aufräumearbeit inne. Er bückte sich, hob einen Äroplan auf, der beim Spielen der Kinder hierher gefallen war, faltete ihn zurecht, warf ihn hoch und schaute dem weißen, schwebenden Ding nach. Wie hoch es stieg! Wie es Kreis um Kreis zog! Jetzt war es verschwunden. Es konnte noch einmal hinter der Mauer herüberkommen. Franz schaute und wartete. Nichts. Er ist wohl längst in den Hof gefallen, sagte er sich, wartete aber doch noch. Dann faßte er den Besen, den er an den Arm gelehnt hatte, wieder mit beiden Händen und kehrte rasch den Platz vor dem Hause sauber.

*

Als er an diesem Abend beim Tische saß und Kaffee trank und Brot aß, merkte er, daß der tschechische Junge fehlte. Er fragte nach ihm. Es hieß, daß er zu den Ferien nach Hause gefahren sei und daß Frieda heute kommen werde. Franz hatte das Mädchen noch nicht gesehen.

Er hatte von dem Besitzer des Hauses, bei dem sie gearbeitet hatten, ein kleines Trinkgeld bekommen und ging in die „Waldesruh“, wo ein Damentanzkränzchen abgehal-

ten wurde. Das Lokal war aber derart überfüllt, daß er keinen Platz mehr fand. Er trank im Stehen ein Bier und sah eine Weile, an die Tür gelehnt, dem Drängen und Treiben in dem niedrigen Saale zu. Es war viel zu wenig Platz für die Tanzenden, die oft, da sie nicht von der Stelle konnten, stehend hin und her wackelten. Die Burschen hielten die Mädchen eng umfaßt, manche legten ihr Gesicht in die Haare des Mädchens, viele Paare tanzten Wange an Wange. Franz ging wieder; langsam schritt er dem Wald zu, der zwischen dem Wirtshaus und den ersten Häusern der Stadt lag; er war schwarz und kühl. Der Weg war finster, Wurzeln und Steine waren nicht zu erkennen. Doch wenn man aufblickte, war es hell; der Himmel über den schwarzen Ästen und Wipfeln war mit blassen Sternen bedeckt. Von einem nahen Ziegeleiteich war das eindringliche Quaken der Frösche zu hören. Der Weg stieg bis zu einem großen Steinkreuz neben einer alten Linde an. Dort war der Wald zu Ende, und im Tal war die Stadt an vielen Lichtern zu erkennen. Es war nicht anders, als läge unten ein großer See, in dem sich die Sterne des Himmels spiegelten.

Franz traf einige bekannte Burschen und schlenderte mit ihnen ohne Ziel durch die Straßen der Stadt. Im Park waren noch einige Spaziergänger, auf den Bänken saßen Pärchen. Jasmin und Flieder welkten schon und dufteten stark; der Springbrunnen plätscherte und rauschte. Über den Marktplatz mit der hohen, von vielen Heiligenstatuen umstellten Dreifaltigkeitssäule schallte aus zwei Kaffeehäusern Tanzmusik. Franz wollte noch nicht heimgehen, er begleitete alle seine Bekannten nach Hause und blieb noch eine Weile draußen. Es regnete ein wenig, die Steine und der Staub des Pflasters rochen. Franz ging noch einmal durch den Park; ein leichter Wind bewegte jetzt die blütenschweren Sträucher. Auf dem Marktplatz blieb er eine Weile stehen und hörte der Musik zu, die in die heiße Nacht klang.

Es war spät, als er nach Hause kam. Er ging leise in die Küche, wo sein Bett stand — auf dem Diwan unter dem

Fenster schliefen die beiden kleinsten Jungen —, machte kein Licht, zog sich vorsichtig aus und legte sich nieder. Wer war es nur, der jetzt neben ihm lag, da der tschechische Junge doch fortgefahren war?

‚Es wird Frieda sein', dachte er.

Er lag auf dem Rücken und rührte sich nicht. Er konnte nicht einschlafen. Er war es gewöhnt, auf der rechten Seite zu liegen, doch er getraute sich nicht, sich umzudrehen. Als er nach kurzem Halbschlaf erwachte, schwitzte er. Frieda lag an der Wandseite, den Rücken gegen ihn gewendet, mit angezogenen Beinen, so daß für ihn nur wenig Platz blieb. Wenn Janku so lag, hatte Franz ihn ganz einfach gegen die Wand gedrückt. Nun drehte er sich langsam und vorsichtig um und legte sich mit der Brust gegen den Rücken des Mädchens. Er dämmerte ein, und als er wieder erwachte, lag sein Arm um Frieda. Er hatte auch manchmal so mit Janku gelegen. Nun aber zog er den Arm nicht zurück, er war ihm so schwer, daß er ihn kaum rühren konnte. Erst allmählich kam Gefühl in seine Hände, und er spürte die Brüste des Mädchens. Benommen und verwirrt, zugleich mit dem Gedanken, daß das Mädchen ja schlafe, tastete er neugierig vorsichtig darüber. Langsam rückte er näher, und überfüllt von einem ihm bis dahin unbekannten Gefühl, zog er das Mädchen an sich.

Sie hatte ihm noch immer den Rücken zugekehrt. Nun legte sie sich langsam zurück, so, als täte sie es, seinem Druck nachgebend, im Schlaf. Franz ließ seine Hand über ihren Leib gleiten. Da spürte er, daß sie sich näher zu ihm schob. Er rührte sich erst wieder, als sie sich ihm zuwendete: er tat es auch und preßte sie an sich. Sie hatte den Arm um seinen Hals gelegt, und beide hielten einander umschlungen.

So lagen sie eine Weile. Dann aber streichelte er über ihren Körper und streifte langsam ihr Höschen ab. Als er ihre Haut fühlte, fuhr er zurück. Nun zerrte sie an dem Höschen und zog es vollends herunter. Im selben Augen-

blick schloß er sie in beide Arme und preßte sich in ihren Leib.

Länger als sonst blieb Franz am nächsten Morgen — es war Sonntag — liegen. Er stellte sich schlafend. Dabei betrachtete er unter den halbgeschlossenen Augenwimpern Frieda, die der Mutter bei der Arbeit half. Da war ihm, daß er wirklich die Augen schließen mußte und wie ein Schlafender, Träumender dalag. Als Frieda eine Weile aus der Küche fortblieb, sprang er auf, eilte ins Zimmer und zog sich sonntäglich an.

Die Küche war schon in Ordnung gebracht, die Kinder lärmten, Herr Purmann, der im Garten arbeitete, ging ein und aus, die Austragefrau brachte die Zeitung, Frau Purmann saß beim Fenster und flickte eine Schürze — alles war wie an jedem Sonntagvormittag. Frieda war in der Küche und bügelte ein Kleid. Franz sah sie nur von rückwärts, er wollte sie nicht anders sehen. Er ging vors Haus, die Schuhe zu putzen, und blieb so lange, daß ihn Frau Purmann rief: „Ein zweitesmal wärm ich dir den Kaffee nicht!“ Als Franz in die Küche trat, kam ihm Frieda entgegen, die das Bügelbrett ins Vorhaus tragen wollte. Nun mußte er sie ansehen, und er trat einen Schritt zurück.

„Das ist unsere Frieda“, sagte Frau Purmann.

Am Nachmittag schaute er Frieda zu, die im Garten Wäsche aufhing. Sie war barfuß, trug ein weißes, gut gebügeltes Kleid, das von der braunen Farbe ihrer Haut abstach. Sie war schon groß und stattlich und hatte dichtes, schwarzes Haar.

Als Franz am Abend wieder in die „Waldesruh“ gehen wollte, meinte Herr Purmann, der mit seiner Frau und Frieda vor dem Haus auf der Bank saß: „Schlaf dich lieber aus; das wird dir gesünder sein! Du mußt nicht jeden Tag herumflamändern.“

Ohne etwas zu erwidern, hatte sich Franz mit auf die Bank gesetzt. Er hörte nicht, worüber gesprochen wurde, er schaute vor sich hin durch die kargen Bäume des Gärtchens,

die Früchte ansetzten, auf die Straße, die an dem Hause vorbeiführte, und über die Felder zu dem Streifen Wald vor den Bergen. Es war nicht still, da und dort waren Stimmen zu hören; es wurde gesungen, Radio und Grammophone spielten. Oft fuhren Autos vorbei. Dann wehte durch den Duft von sommerlich erblühten Gartenblumen der Geruch von Staub, Öl und Benzin. Es wurde düster; über den schwarzblauen Bergen stand lange noch ein matter Schein. Die Autos fuhren nun schon mit Licht und schreckten die Dämmerung auf.

Frieda erzählte, wie gut es ihr im Tschechischen ergangen war; die Leute hatten sie wie ein eigenes Kind behandelt; sie hatte viel zu essen bekommen; schwimmen hatte sie gelernt. War das ein schönes Leben gewesen! . . . Dann begann der Vater: Was nun mit dem Mädel? Frieda war eben vierzehn Jahre und hatte schöne Schulzeugnisse, sie war kräftig und gesund; man könnte sie zu einer Schneiderin in die Lehre geben. Man kam zu keinem Entschluß und saß noch eine Weile schweigend nebeneinander. Der Mond ging auf, es wurde kühler und feucht, und die Blumen dufteten und das Gras roch herb und bitter. „Na, gehn wir für heute schlafen", sagte dann Herr Purmann und stand als erster auf.

Franz zog sich langsam aus, hing die Sonntagskleider in den Schrank und bereitete sich noch erst das Arbeitszeug vor. Herr und Frau Purmann waren schon in die Kammer gegangen, Frieda hatte sich schon niedergelegt. Franz trat noch einmal vors Haus, spürte die dunkle Wärme der Nacht, den Duft der Blumen und des Grases, die Stimmen, das Singen und Musizieren als eine übergroße Seligkeit, die er nicht ertragen konnte. Wie ein Betrunkener taumelte er und legte sich neben das Mädchen.

*

Einer von den Brüdern war aufgetaucht und hatte Franz besucht. Er war in guter Stellung und hatte bei seinem nicht

ohne Dünkel vorgebrachten Bericht, dem auch Herr Purmann zuhörte, bemerkt, Franz möge nur zu ihm kommen, wenn er einmal ohne Arbeit sein sollte. Das trat schon bald darauf ein. Es war Herbst geworden und die Bautätigkeit nahm ein Ende. Die Hoffnung, eine andere Beschäftigung zu finden, war gering. Herr Purmann hatte Franz angedeutet, da dieser seit drei Wochen nichts verdiente und Essen und Miete nicht bezahlen konnte, der Einladung des Bruders nachzukommen. Franz wollte bleiben und suchte einen Ausweg.

Er war Mitglied eines katholischen Jünglingsvereins. Zu einer Hilfsaktion — einer Sammlung zugunsten der arbeitslosen jungen Katholiken, die in allen Orten und Dörfern der Umgebung durchgeführt wurde — als verläßlicher Mensch herangezogen, unterschlug er täglich einen kleinen Betrag, sagte Herrn Purmann von irgendeinem Nebenverdienst und bezahlte pünktlich das Wohn- und Kostgeld. Er tat es ohne jede Überlegung und daher ohne jeden Gewissensvorwurf, lediglich aus der einen Absicht, im Hause Purmanns bleiben zu dürfen. Er kannte nichts anderes als diesen Wunsch. Einem Bekannten stahl er einen Rasierapparat, da ihm der Bart zu wachsen begann und er kein Geld für den Friseur hatte.

Seine Zuneigung war keine einseitige, Frieda hing ihm an, sie war zumindest einverstanden, und sie trafen sich zuweilen am Abend im Freien.

An einem Mittwoch Abend, an welchem sich die jungen Männer des katholischen Jünglingsvereins regelmäßig versammelten, wurde ihnen von einem jungen Geistlichen ein Aufklärungsvortrag gehalten. Das Versammlungslokal war eine Betstube im Hause des katholischen Preßvereins; die schmale, rückwärtige Wand füllte ein großer Kruzifixus, unter dem eine brennende Öllampe und ein welker Blumenkranz von Fronleichnam hingen. Das Glas des einen Fensters war bunt bemalt. An der breiten, kahlen Wand hing neben einer Muttergottes mit den sieben Schwertern, einem

farbigen Öldruck, der Spruch: „Selig sind die Friedfertigen!“ Der Raum atmete Geborgenheit.

Der junge Geistliche sprach gründlich, offen und nicht ohne Herzlichkeit über die heiklen Dinge. Doch das Gefühl, mit welchem Franz an diesem Tage den Betraum verließ, war das einer grenzenlosen Verwirrung. Zunächst dies: was er da heimlich getan und von dem er den Sinn noch nicht erraten hatte, war in ein grelles Licht gerückt worden, war etwas Allgemeines, darüber gesprochen und geschrieben wird! Vorherrschend aber war diese eine Vorstellung: was ich getan habe, ist verwerflich, bös, Sünde und Verbrechen, etwas Abscheuliches und Entsetzliches.

Er meinte, nicht länger leben zu können. Er ging außerhalb der Stadt, an eine Stelle, wo die Geleise der Eisenbahn aus einem tiefen Einschnitt treten und in einer scharfen Kurve verlaufen. Hier hatten sich schon einigemale Menschen vom Zug überfahren lassen. Franz saß auf der Böschung des Grabens und wartete. Ein Häufchen Erde, ein Knäuel Dunkelheit. Doch: ist es nicht ein noch größeres Verbrechen, das er da begehen will? Selbstmord! Das ist eine Todsünde, die mit der Verdammnis der Hölle bestraft wird. Er wollte wieder aufstehn, allein die Angst hielt ihn fest. ‚Wie wäre es, hier sitzen zu bleiben? Vielleicht bin ich am Morgen erfroren.‘ Es war kalt, und ein scharfer Wind strich vom Gebirge über die Felder.

Von der Ferne war ein Keuchen und Pfauchen zu hören. Es kam rasch näher. Nun war es schon ein Hämmern und Zischen. Franz sprang die Böschung hinab und legte sich, schnell entschlossen, so über die Schienen, daß er mit dem Hals das kalte Eisen berührte. Es dauerte eine endlos lange Weile. Die Schienen dröhnten, aus der Erde schlug es wie ein mächtiges Herz. In diesem Augenblick dachte Franz an Frieda. Es war nicht anders, als trüge durch die Herbstnacht ein Windhauch warme Luft und den Geruch von Gartenblumen zu ihm. Er sprang auf; im selben Augenblick

fuhr der Zug mit den glostenden Lichtern aus dem Einschnitt heraus und stampfte an ihm vorbei.

Als am nächsten Abend die Dunkelheit hereinbrach, stand er beim Wehr des Flusses und dachte daran, sich ins Wasser zu stürzen. Aber auch hier riß er sich wieder los. Er hatte Angst vor dem schwarzen Wasser bekommen.

Er dachte daran, alledem dadurch ein Ende zu machen, indem er fortzog. So konnte noch alles verborgen bleiben, sein Diebstahl und das, was er mit Frieda hatte. Doch er konnte sich nicht freimachen und blieb.

An einem Samstag hatte er sich von der Sammlung für jugendliche Arbeitslose so viel Geld beiseite gemacht, daß er nicht nur Frau Purmann auszahlen, sondern auch zur Tanzmusik in die „Waldesruh" gehen konnte. Er war seit Wochen nicht dort gewesen. Er fand dasselbe Gedränge wie letzthin, blieb aber diesmal nicht in der Tür stehen, schob sich zwischen den tanzenden Paaren durch den Saal und setzte sich an einen Tisch. Als das Stück zu Ende war, setzten sich links und rechts neben ihn zwei junge Dinger, die mit ihm sprachen und mit denen er schließlich, obwohl er es nie vorher getan hatte, tanzte. Er ging mit den beiden Mädchen heim, doch noch ehe sie in den Wald gekommen waren, kehrte das eine um, da es das Täschchen im Wirtshaus vergessen hatte, kam aber nicht wieder. So geschah es, daß Franz mit dem Mädchen allein blieb. Er faßte ihre Hand, schwenkte sie hin und her, verlangsamte seine Schritte, und ging schließlich einen Seitenweg, der in den dichten Wald führte. —

Er kannte sich nicht mehr aus, er wußte nicht, was er tun und lassen sollte. Er schlich durch die Straßen und meinte, alle Leute schauten ihm nach. Er getraute sich kaum, tagsüber in der Wohnung Purmanns zu bleiben; er kam oft zu Mittag nicht zum Essen. Bei aller Angst freute er sich, am Abend mit Frieda beisammen zu sein.

Am folgenden Sonntag trieb es ihn wieder zur Tanzmusik. Er schaute sich um; Resi, das Mädchen von letzthin,

war nicht hier. Er war enttäuscht und doch wieder froh. Aber Martha, das andere Mädchen, war hier; sie saß an einem vollen Tisch und hatte ihn noch nicht bemerkt. Ein Bursche hatte den Arm um ihren Hals gelegt. Franz hielt sich verborgen und tanzte nicht.

Während einer Pause der Musik ging er vors Haus. Hier standen, etwas abseits im Schatten, vor der Mauer stets einige Burschen und junge Männer, die der übermäßige Biergenuß heraus nötigte. Nun war es schon spät, einer von den Burschen wankte im Stehen, ein anderer lehnte, während er seine Obliegenheit verrichtete, mit der Stirn gegen die Mauer. Zwei andere Burschen, die der Kastanie zugekehrt waren, unterhielten sich mit ihnen. Es war ein wüstes Gespräch, das sie in derben Ausdrücken führten. Franz hätte schon wieder in den Saal treten können, doch er blieb und hörte zu. Da faßte ihn einer von den Burschen um die Schultern, sagte im Anschluß an die kurze Unterredung: „Aber gut tut's doch, was, Kleiner?" und schob ihn vor sich her in den Saal. „Da, die dort", sagte er und zeigte auf ein ältliches, üppiges Mädchen. „Die kost einmal. Mit den jungen Dingern ist's nichts. Da kommt man eh nur in Kalamitäten." Der Bursche, der den Arm um seine Schultern gelegt hatte, war unsicher durch den Saal gegangen und an seinen Tisch getreten, Franz stand einige Augenblicke allein mitten im Tanzsaal. Die letzten Worte hatten ihm einen heftigen Schrecken eingeflößt. Vielleicht wissen sie alles. Sie haben es mir vom Gesicht abgelesen. Und was bedeutet das: mit den Jungen kommt man eh nur in Kalamitäten?

Er wollte fortgehen, da setzte die Tanzmusik ein und er wurde, da mit schmetterndem Hornsignal Damenwahl angesagt worden war, von Martha zum Tanzen geholt. „Die Resi ist heut nicht da", begann sie sofort. „Warum denn nicht?" fragte Franz mechanisch. „Sie ist doch noch ein bißchen zu jung für das da. Es ist ihr das letztemal nicht

gut bekommen; sie ist zwei Tage im Bett gelegen, drum hat sie die Mutter heut nicht gehen lassen."

Nachdem sie das Stück zu Ende getanzt hatten, lief Franz, ohne gezahlt zu haben, davon. Die Nachricht des Mädchens hatte ihn vollkommen verwirrt. Resi ist krank geworden: das waren die Kalamitäten. ‚Nun wird es bekannt werden, daß ich ein Verbrecher bin. Sie werden mich suchen, die Polizei wird mich holen und einsperren.'

Er irrte durch die Stadt, über die Felder und durch das nächste Dorf, durch den Wald und wieder durch die Stadt. Es war eine kühle, dunkle Nacht. Wolken zogen über den Himmel, verdeckten und gaben Sterne frei. Franz kam am Hause Purmanns vorbei, stand eine Weile davor, ging aber weiter. Er wanderte noch einmal zur „Waldesruh" hinaus; hier war schon alles finster und still. Er ging in den Wald, zweigte den kleinen Steg ab und setzte sich in Moos und Heidekraut nieder; hier hatte er mit Resi nach der Tanzmusik gesessen. Moos und Heidekraut waren feucht, hart und kalt.

Er saß und schlummerte ein. Als er aufschreckte, ging ein scharfer Wind. Er fror, er bebte am ganzen Leib. Er lief, um sich zu erwärmen, doch er wurde müd und atemlos. Wieder kam er an Purmanns Haus vorbei; wieder dachte er daran, einzutreten, sich auszukleiden, ins Bett zu kriechen.

‚Sie wissen es! Sie wissen es! Schande und Verbrechen und Sünde!' Es trieb ihn weiter.

Ein zartes Rotgelb färbte die Wolken; es war, als lächelten sie über den dummen Jungen da unten. Franz schlenderte in den engen Gassen der Vorstadt herum, hohe, schmale Häuser schoben sich in die Dämmerung. Zwei Fenster waren hell und schauten drohend wie böse Augen. Die Kotwülste auf der Straße waren hart gefroren, die Pfützen waren vereist und brachen und knirschten, wenn er darauf trat. Ein Mann kam vorüber; es war der alte Stenzel, der Nachtwächter aus dem Bräuhaus. Franz kannte ihn. Er

ging mit eingezogenem Kopfe und in sich verkrümmt, trug eine Tasche und eine blaue Kaffeekanne und führte einen Hund.

Franz sah dem Manne nach, lehnte sich dabei an einen Zaun und blieb eine Weile stehen. ‚Es ist das beste so', sagte er sich, und damit waren die letzten Zweifel niedergerungen. Auf dem Heimweg nach dem plötzlichen Verlassen des Wirtshauses hatte er den Entschluß gefaßt, die Last ganz einfach von sich abzuschütteln, indem er sich wegen seines Verbrechens selbst anzeigte. Er stand und dachte an nichts mehr, es war ihm gehörig leichter, seit der Entschluß gefaßt worden war. Er beobachtete genau, was um ihn vorging, er sah es genau und mit einer Art Freude und Anhänglichkeit, die Sterbende beim Anblick alltäglicher Dinge überkommen mag.

Das schwache Licht eines Radfahrers näherte sich. Es war vielleicht ein Bursche, der von seiner Geliebten zur Arbeitsstätte zurückkehrte. Gleich darauf kamen zwei engumschlungene Gestalten, die in einer finsteren Haustürnische verschwanden. Ohne daß es lichter geworden wäre, waren nun schon die Dinge deutlicher zu erkennen. Auf dem Marktplatz luden zwei Männer von einem Lastauto Gemüse ab; ein Bursche und eine ältere Frau zogen einen mit Körben beladenen Handwagen zu einem Stand. Ein Motorrad, das noch Licht eingeschaltet hatte, flitzte vorbei. Franz schlenderte in eine Seitengasse; auf dem Platz vor dem Lichtspielhaus, über dem eine brennende, aber schon kraftlose Lampe hing, sah er einen Wachmann stehen. Schon tat Franz den ersten Schritt auf ihn zu, doch es schlug ihn wie vor einer andringenden Flut noch einmal zurück; im nächsten Augenblick stand er vor dem Polizisten und sagte ihm, in heftigen, raschen Worten, was er verbrochen hatte.

Der große, breite Mann hörte Franz ohne ihn anzusehen und scheinbar interesselos an. Als Franz zu Ende war, sagte er nichts, schaute den Jungen flüchtig von oben an und stand, als hätte er nichts gehört.

Was wird nun geschehen? Wird der Mann einfach weitergehen und den Jungen stehen lassen? Sich vielleicht mit einem überlegenen Lächeln von ihm entfernen? Wird er den Jungen auffordern, ihn bei seinem Dienstgang ein Stück zu begleiten und ihm für eine Weile der Vater sein, den er nie besessen? Ihm sagen: so und so ist das mit dieser Sache. Merk dirs ein für allemal ... In einer kleinen Viertelstunde, mit ein paar väterlichen Worten konnte dieses junge Leben noch in Ordnung gebracht werden.

Das starre Dastehn des Schutzmannes dauerte eine kurze, für Franz aber bange Weile. Mühsam nur hielt er sich aufrecht, er fühlte sich schwach und zitterte vor Kälte. Endlich geschah etwas. Der Schutzmann schob den breiten Riemen über seinem Mantel höher, griff in die Hosentasche, brachte einen Schlüsselbund heraus, forderte durch eine Bewegung der Hand Franz auf, ihm zu folgen, trat dann zu der Wand des Lichtspielhauses, öffnete das Türchen eines kleinen, eisernen Kastens, hob eine Telefonmuschel heraus und sprach hinein. Es waren die ersten Worte, die Franz von ihm hörte. Sie klangen gleichgültig, fast schläfrig. Mit denselben lässigen Bewegungen wie vorher wurde das Kästchen wieder verschlossen und der Schlüssel in die Hosentasche befördert. Der Schutzmann schob die Hände in die Taschen des Mantels, rekelte sich zurecht und stand wieder schweigend neben Franz.

Dieser war zunächst tief erschrocken. Da aber nichts weiter geschah, begann die Angst zu verfliegen. Hatte er nicht gar eine Dummheit begangen, daß er das erzählt hatte? Beachtete ihn der Schutzmann überhaupt noch? Stand er nicht zum Spotte da? Sollte er nicht ganz einfach weggehn? Das versuchte Franz denn auch tatsächlich, doch der Schutzmann rief ihm: „Momentchen, junger Mann!" zu. Es war nicht anders, als hätte der Schutzmann dem Burschen einen Schlag über den Kopf gegeben. Noch ehe er zur Besinnung kam, erschienen zwei Schutzleute, die, nachdem sie einiges

miteinander gesprochen hatten, Franz in Empfang nahmen und abführten.

*

Die Voruntersuchungen wurden mit größter Gründlichkeit und Genauigkeit durchgeführt. Wir haben das erste Beisammensein Franz Schobers mit Frieda und die folgenden Begebenheiten ausführlich geschildert, nicht aus dem Grunde, den Leser zu unterhalten, vielmehr aus dem Grunde, die Feststellungen in den Gerichtsakten, nach welchen unsere Schilderung vielfach gegeben wurde, vorwegzunehmen. Hart und rücksichtslos stehen darin die Vorgänge verzeichnet; Worte sind es, kalte, leere Worte, ohne das Beben und Bangen des wirklichen Geschehens — des rührend-traurigen Aufbrechens des Lebens; losgelöst sind sie vom lebendigen Zweig, welk, abgeworfen wie dürres Laub.

Schober, der zunächst verstockt schien — es war aber nur Scham —, wurde schließlich mürbe und müd und beantwortete alle Fragen, die seine Erlebnisse in ein grelles Licht zerrten, genau und gründlich. Der Richter, ein ältlicher Herr mit grauem Spitzbart, kurzem Gesicht und breit ausladenden Schläfen, stahlgrauen Augen, von hagerer, fast ausgemergelter Gestalt, fragte in seiner eindeutigen, scharfen Art streng und unerbittlich. Franz war verwirrt von den vielen Fragen. Wieso, woher wußte der alte Herr alles so genau und sicher? „Wann?“ — „Wie?“ — „Wer?“ — „Wie oft?“ — Dann diese seltsamen Fragen: „Wie tief?“ — „Wer hat die Höschen heruntergemacht?“ — „Wie haben Sie gelegen?“ — „Ist es naß gekommen?“ — „Immer?“ — „Manchmal?“ — „Wie oft?“ — „Hat sich Frieda gewehrt?“ — „Haben Sie ihr die Hände gehalten?“ Franz verschlug es beim Antworten die Stimme, er rang um Atem; er klammerte sich an dem Holzgeländer fest, das ihn von dem Richter trennte. Er gab ausweichende oder gar falsche Antworten, er gab zu, verwickelte sich in Widersprüche, wurde angeschrien. Auf den Tod erschöpft sank er in der Zelle auf seinen Strohsack. Der Wächter trieb ihn herunter; bei

Tag darf ein Sträfling nicht auf dem Strohsack liegen. Franz setzte sich auf einen Stuhl und schaute starr vor sich hin. Zum hundertsten Male glotzte er das Gekritzel auf den vier weißen Mauern an: Namen, Sprüche, spöttische und zotige Verse in den verschiedenen Sprachen des Staates, der Umriß der Grenzen des Staates als obszöne Darstellung. Er starrte zu dem schmalen, vergitterten Fenster hinauf; zehn Handvoll grauer Himmel, vor welchem weißer Schnee niederrieselte. Franz hatte, das war eine Bevorzugung jugendlicher Verbrecher, Einzelhaft.

Zuweilen quälte er sich mit heftigen Selbstvorwürfen. Warum hatte er sich angezeigt und diesen Menschen ausgeliefert! Wenn ihm das jemand vorausgesagt hätte! Oft sehnte er sich danach, eine Stunde durch die Stadt gehen zu dürfen, nur einmal über den Ringplatz zu spazieren! Er hätte gerne einmal einen Schneeball gemacht, Leute gesehen, mit jemandem ein paar Worte gesprochen, wäre gern in ein Wirtshaus gegangen — nein, das brauchte er gar nicht, das wäre schon viel zu viel gewesen! Die kleinsten Dinge draußen außerhalb dieser Mauern waren ihm Glück und Märchen. In solchen Augenblicken vergaß er, was geschehen war, und Hoffnung erfüllte ihn. Sie werden ein Einsehen haben und mich freilassen!

Einmal schob er den Tisch ans Fenster, stellte den Stuhl darauf und kroch zu dem Fenster hoch, um zwei Sperlinge sehen zu können, die sich unter der Dachrinne rauften. Da sah er, daß draußen alles hell und leuchtend vor Sonne war und der Schnee von den Dächern schon wegzutauen begann. Frühling!

Der Fall komplizierte sich; die Zahl der Paragraphen, gegen welche Franz Schober sich vergangen hatte, verdoppelte und verdreifachte sich. Als erster hatte sich der Wirt aus der „Waldesruh" gemeldet; es erwies sich hiermit, daß Franz Schober sich auch als Zechpreller vergangen hatte. Die Tatsache bestand, und Franz leugnete sie nicht. Es handelte sich um jenes fluchtartige Verlassen des Gast-

hauses nach den verwirrenden Reden der Burschen vor dem Hause und den Andeutungen Marthas über Resi. Der Katholische Jugendbund kam auf die Unterschlagungen Schobers und mußte sie vorbringen, da der Richter die Funktionäre zwecks Feststellung des Leumunds des Angeklagten vorgeladen hatte. Schließlich meldete sich auch der Bursche, dem seinerzeit der Rasierapparat abhanden gekommen war, und auch Frau Niedlich erstattete Anzeige wegen Eingriffs in ihr goldenes Schweinchen. Die zwei letzten Vergehen konnten nicht unbedingt Franz Schober zugeschrieben werden; doch er gestand. Zum guten Ende ging eine Anfrage an die Polizei im Heimatort Schobers, die den Burschen schließlich auch in den Akten fand: „... mußte durch die Polizei zum Schulbesuch gezwungen werden." Damit war das Leben des jungen Mannes aktenmäßig festgelegt. Es war kein Zweifel mehr, daß man es mit einem abgefeimten Burschen zu tun hatte, den man mit allen Mitteln in die Schranken der menschlichen Gesellschaft zwingen mußte, ehe es zu spät wurde. Nach der Verhandlung, in welcher alle diese Vergehen summarisch vorgenommen und durchbesprochen worden waren, brach Franz zusammen. Durch kaltes Wasser wurde er wieder zum Bewußtsein gebracht, doch er sah es noch wie einen schrecklichen Traum, als seine Mutter, auf die Krücken gestützt, in den Verhandlungssaal hereinhumpelte. Sie trug ein Kopftuch, eine kurze, starke Jacke und über dem abgeschabten Sonntagsrock eine blaue Schürze, die mit dem einen Zipfel heraufgeschlagen war. Sie ging auf Franz zu und redete mit ihm ein Weniges; obwohl das wider die Geschäftsordnung des Gerichtes war, hinderte sie niemand daran. Der Richter drückte Frau Schober sein herzlichstes Bedauern über den ungeratenen Sohn, der ihr so viel Sorge und Schande bereitete, aus und ging zum Verhör über. Frau Schober sagte ruhig und selbstverständlich aus, was sie von ihrem Jungen wußte. Nur ihre Augen waren voll Staunen und Wundern über die heftigen Einwürfe des Richters.

„Sie nehmen natürlich Ihr Kind in Schutz!“ rief er verärgert. „Ich für meine Person würde ein Kind, das mir das antut, nicht mehr kennen!“

Frau Schober sagte nichts.

Auch Herr Purmann sagte zugunsten Schobers aus, was den Richter in heftigste Aufregung brachte. „Na, wissen Sie —?“ rief er. Dann hielt er Purmann eine Lehre und klärte ihn über das Verbrechen auf. Herr Purmann ließ sich nicht einschüchtern: „Von Verbrechen kann doch bei dem halben Kinde keine Rede sein, mein ich.“ „Das werden wir und nicht Sie zu entscheiden haben!“ rief der Richter. „Das ist eben nichts als eine Verirrung. — Man gibt eben noch immer viel zu wenig auf seine Kinder obacht. Aber deswegen muß man doch einen jungen Menschen nicht gleich einsperren.“ Der Richter wurde immer erregter. „Leicht ist das nicht, freilich nicht“, antwortete Herr Purmann. „Aber es ist geschehen, und man muß schauen, wie das Ganze am schnellsten wieder gutzumachen geht, mein ich.“ Schließlich war Purmann nicht nach seiner Meinung gefragt worden.

Vollkommen erschöpft kam Franz Schober aus dem Verhandlungszimmer. Er schob, knapp vor dem Schlafengehn, den Tisch an die Mauer, stellte den Stuhl darauf und schlug vorsichtig das Fenster ein. Er brachte alles wieder in Ordnung und legte sich nieder, zog die Decke bis ans Kinn und schnitt sich mit einem Glasscherben die Pulsadern auf. Schon ohne Besinnung, streckte er den einen Arm, aus dem noch immer Blut quoll, unter der Decke vor. Der diensthabende Wärter öffnete bei seiner Runde das Tor der Zelle und sah im Halblicht der matten Deckenlampe, die die ganze Nacht brennt, die schwarze Lache am Fußboden. Er zündete die grelle Blendlaterne an, eilte hinaus und kam mit dem Gefängnisarzt wieder.

Franz Schober war nach kurzer Zeit wieder hergestellt. Die Verhandlungen wurden abgeschlossen. Der beabsichtigte Selbstmord wurde dahin gedeutet, daß Franz noch andere

Dinge auf dem Kerbholz haben mochte, deren Aufdeckung er fürchtete. Diese Vermutung wurde durch die Klage einer gewissen Frau Legler, einer arbeitslosen Weberin, bestätigt, die dem Gericht mit der Forderung einer Entschädigung die Anzeige machte, Franz Schober habe ihre fünfzehnjährige Tochter im Walde nach einem Kränzchen in der „Waldesruh" vergewaltigt. Das Mädchen, Resi, wurde verhört, sagte aber im Gegensatz zu ihrer Mutter aus, Franz Schober habe sie auf dem Heimweg in den Wald geführt und dort schön mit ihr getan, aber keine Gewalt dabei angewendet. Die Mutter beharrte auf ihrer Aussage und erklärte, die Tochter habe nachher krank darniedergelegen. Eines aber stand fest: auch dieses Mädchen hatte Franz Schober verführt und mißbraucht.

Der Tag der Urteilsfällung kam. Der Bursche stand vier Männern gegenüber: dem Staatsanwalt, dem Richter und den zwei Laienrichtern. Die Protokolle wurden verlesen, und wieder und noch einmal mußte Franz Schober seine Verbrechen und Vergehen, bis ins kleinste beschrieben, anhören. Diese letzte Verhandlung dauerte beinahe zwei Stunden. Es war ein trüber Spätwintertag, doch der Schein von frischgefallenem Schnee drang durch das schmale, hohe Fenster in den Verhandlungsraum und fiel auf das Gesicht des Sträflings. Es war fahl und mager geworden. Die Haare lagen ungekämmt, aber glatt auf dem Schädel. Die Hände hielt Franz Schober, nicht anders, als wären sie ihm festgebunden worden, vorn am Leib übereinandergelegt.

Richter und Wärter hatten sich nie und in keiner Weise über Franz Schober zu beklagen gehabt. Er war nie und in keiner Weise widerspenstig gewesen oder gar heftig geworden. Der Selbstmordversuch hatte sie keines andern belehrt.

Auch jetzt war Franz Schober ruhig. Er hörte aufmerksam zu. Die Glocken läuteten Mittag. Dann hörte er wieder auf den Vorleser. Dieser war eben bei der Zechprellerei angelangt; nun wird es bald zu Ende und vorüber sein.

Franz Schober sah zu den Männern hinüber, die nebeneinander vor dem Fenster saßen. Er sah nur die schwarzen Umrisse ihrer Gestalten, ihre Gesichter konnte er nicht erkennen. Für einen Augenblick war ihm, sie schwebten in die Ferne und würden klein und immer kleiner. Doch dann waren sie plötzlich wieder groß und schwarz vor ihm, daß er zurückschrak. Er schaute auf den Fußboden. Die Bretter waren alt und ausgetreten, Äste und Nägel standen in Beulen und Knoten vor. Gesenkten Hauptes hörte Franz Schober den Vorleser, und ihm war, wie so oft während des Verhörs, als handle es sich um die Taten eines fremden, ihm unbekannten Menschen.

Als er wieder aufblickte, waren die Männer verschwunden. Sie hatten sich zu einer Besprechung zurückgezogen. Nun fiel die Entscheidung. Der Kuhhandel, der heftig geführt wurde, dauerte länger als eine halbe Stunde. Nun kamen sie wieder, der Staatsanwalt rasch und verärgert, die andern drei langsamer und etwas versonnen. Noch ehe sie alle zu ihren Plätzen gekommen waren, verkündete der Staatsanwalt stehend das Urteil: es lautete auf ein Jahr Gefängnis.

Erst bei den letzten Worten wurde Franz Schober, der bis dahin teilnahmslos, erschöpft dagestanden war, bewußt, daß dies ihm gelte. Im selben Augenblick verlor er seine bis dahin mühsam bewahrte Haltung. Er trat an die hölzerne Brüstung und sank, noch im Gehen, nieder. Sein Körper bebte, ein tränenloses Schluchzen würgte und schüttelte ihn. Er riß die Arme wie ein zu Tode Verurteilter, der um sein Leben bettelt, hoch und stammelte mit lauter, sich überschlagender Stimme: „Ich hab's doch nicht gewußt!"

Der Staatsanwalt hatte sich nicht mehr gesetzt, er war schon im Begriff gewesen, das Podium herabzusteigen. Er zögerte einen Augenblick, dann ging er an dem Verurteilten vorbei und hinaus in den Gang. Dort schritt er rauchend zweimal auf und ab, ließ die Zigarette auf den Boden fallen, kehrte noch einmal um, ehe er die Tür, deren Klinke er

schon in der Hand hielt, öffnete und trat — der Fußboden des Ganges war von Holz — die glimmende Zigarette aus.

Franz Schober wurde in einer Gefängniswerkstatt beschäftigt. Er hielt sich ordentlich, und auch hier hatte niemand über ihn zu klagen. Eines Tages verschluckte er zerbrochene Löffel, Nägel, Blech, Schrauben und Muttern. Mit vieler Mühe gelang es den Ärzten, das Leben des jungen Mannes zu retten.

Die Untersuchungshaft war Franz Schober angerechnet worden; er wurde im Herbst entlassen. Er stand vor dem Tor und zögerte, einen Schritt zu tun. Wohin sollte er gehen? Das war ganz gleichgültig.

Es mochte Sonntag sein. Es waren nur wenige, gutgekleidete Menschen auf der Straße. Die Sonne schien, und es war warm. Der Himmel war klar und blau.

Franz Schober ging langsam und etwas unsicher, so wie ein Kranker, der das Gehen erst wieder gelernt hat. Am Platze wendete er sich noch einmal um; dort, dieses Fenster ist es gewesen! Wie oft hatte er den Tisch zum Fenster gerückt und den Stuhl daraufgestellt, um ins Freie blicken zu können! Nun war es ihm gleichgültig, daß er draußen war, fast fühlte er etwas wie Heimweh nach der engen Gefängniszelle und der Werkstatt. Was sollte er hier draußen anfangen?

Ein Herr, der mit einer Frau und zwei Knaben in Matrosenanzügen vorbeikam, redete ihn freundlich an. Franz wußte nicht, wer zu ihm sprach, er hatte den Fremden nicht angeschaut.

„Lesen Sie vielleicht den Spruch hier oben?“

„Ja“, antwortete Franz. Er sah erst jetzt die goldenen Buchstaben auf der rußigen Ziegelmauer.

„Das ist lateinisch und Sie werden es nicht verstehen“, fuhr der Fremde fort. Er las: „FIAT JUSTITIA, PEREAT MUNDUS. Das heißt etwa so viel wie: Sollt’ die Welt auch untergehn — Gerechtigkeit muß geschehn.“

„Ja“, sagte Franz.

„Das ist ein weises, ein tiefes Wort", fuhr der Fremde fort. „Jeder junge Mensch sollte es sich in goldenen Lettern als Leitspruch für sein ganzes Leben in die Seele schreiben."

„Ja", sagte Franz und ging, ohne zu grüßen oder sich umgesehen zu haben, weiter.

Er ging nicht in die Stadt, er schlenderte auf der Landstraße weiter, dem nächsten Dorfe zu. Er hatte Hunger, trat in ein kleines Wirtshaus und bestellte Wurst mit Zwiebeln und Essig und ein Bier. Er hatte sich im Gefängnis ein paar Kreuzer erspart. Bei den Tischen saßen Bauern, die auf der Jagd gewesen waren, einige spielten Karten.

Erst am frühen Abend verließ Franz Schober das Dorfwirtshaus. Er stand wieder eine Weile davor und schaute sich um. Von einem rotbraunen Feld, das gleichmäßig geeggt war, flog ein Schwarm weißer Tauben auf. Er sah ihnen nach: sie glänzten vor dem dunklen Wald wie Schnee und verloren sich über einem Streifen blauen Himmels in hellen Wolken. Sie waren schon verschwunden, Franz Schober stand noch immer und schaute. Dann ging er zur Stadt zurück, durch die Vorstadt und auf die „Waldesruh" zu. Nein, einkehren konnte er dort nicht. Was würde der Wirt, was würden die Leute dazu sagen? Er stand schon hinter dem Wald, er sah die erleuchteten Fenster, hörte die Tanzmusik und das Stampfen. Pärchen und Gruppen von Burschen und Mädchen kamen laut redend die Straße von der Stadt herauf und stiegen zu dem Wirtshaus hinunter. Es wurde finster, aber nicht kühl. Dann und wann strich ein lauer Hauch vom Schlag herüber und trug den Geruch von welkendem Krettich.

Als es vollkommen Nacht geworden war, drang Franz Schober tiefer in den Wald hinein. Er suchte lang nach einer dichten Stelle. Als er sie gefunden hatte, tastete er an einem Baum hoch und prüfte den ersten Ast; er brach. Der zweite hielt fest. Über diesen warf er den Strick, in dessen Schlinge er den Kopf legte.

Adolf von Hatzfeld

DIE QUAL DES FÜHLENS

In diesem Jahre begann des Knaben Franziskus große Not. Sie drang heimlich und süß und furchtbar beängstigend in sein Blut. Sie nahm ihren Anfang, als Archivrat Drosse seinen Sohn mit in den stillen Raum nahm, ihm mit strengem Gesicht sagte: „Du mußt arbeiten, daß du wirst wie jene — daß du wirst wie die Erwachsenen, die du siehst.“ Franziskus trug diese Worte in die Stille seines Gartens und legte sie von einer Falte seiner Seele in die andere und fragte: Wie die Erwachsenen soll ich werden? Erwachsene haben schöne Kleider; die Männer haben Hunde und die Frauen schillernde Steine und Spiegel.

Da war sie, die große Not seines Herzens und seines Lebens: das Wort Frau. Er empfand sie heiß, wenn er an Frauen dachte. Denn Knaben hatten ihm Dinge gezeigt, vor denen er wie vor einem Abgrund schauderte, die ihm fremd schienen, so seltsam fremd, und die er nicht verstand, die aber zu Frauen führten. Diese Knaben hatten auch Frauen mit Kot beworfen. Sie sprachen von ihnen mit grellem, gelbem Lachen und harten Worten. Doch Franziskus wagte ihrer Rede nichts entgegenzusetzen. Denn sein Staunen, seine Furcht, sein Verlangen, seine Zerrissenheit wurden zu groß und wuchsen ins Uferlose. Als er im Herbst des Jahres, von dessen Frühling er selbst ein Teil gewesen war, in die Heide kam, zerriß er den Schmetterlingen die Flügel, und seine Augen hingen Not an alle Dinge.

Zwei Jahre trug er seine Not dumpf in sich herum, und die schwüle Luft heimlicher Orte mit summenden, grünlichen Fliegen sah seiner Qual gelassen zu. Nach zwei Jahren stieg die Not seiner Augen bis zu seinen Eltern. Archivrat

Drosse sprach einmal zu seinem Sohn von häßlichen Dingen, die er von Knaben lernen würde. Sünde sei dies, schwere Sünde. Selbstbefleckung nannte er es. Archivrat Drosse hatte vergessen, daß ein Menschenalter ihn von seinem Sohne trennte, daß in der Zeit der Raserei des Lebens und der Maschinen die Welt früher zu Knabenseelen kam. Als Franziskus gesehen hatte, daß sein Vater ihm nicht mehr helfen konnte und es zu spät war, verließ ihn das Vertrauen. Für ihn gab es in diesen Jahren nur zwei Worte, die ihm alles zu umfassen schienen: Frau und Sünde. Wie feurige, verzehrende Flammen standen sie über dem Himmel seiner Jugend, und dieser Himmel drückte ihn nieder, daß seine fiebernde, bebende, brennende Seele scheu sich in sich verschloß. Als Archivrat Drosse in eine Stadt am Rhein versetzt wurde, schien diese Veränderung Franziskus etwas Erlösung zu bringen.

Er fand einen Freund. Drei Jahre war dieser ihm voraus. Es war ein großer Mensch mit dem schweren, gesunden Blute, das in der niederrheinischen Ebene und seiner Fruchtbarkeit aufgeblüht war. Zu ihm sprach Franziskus von seiner heimlichen Not. Er vergaß sie bei seinem Freunde, dem er sich zärtlich und liebend anhing, wie sich eine Geliebte der Stärke eines Mannes anhängt, und wie sich der Tag zur Zeit der Dämmerung weich an die Nacht anlehnt.

Doch weiter brannten die Worte wie Feuerzeichen am Himmel: Frau und Sünde. Sie brannten sengend durch die ganzen Zeiten hindurch, in denen man ihn zur Arbeit trieb. Man gab ihm Bücher, mit denen man Menschenleben ausfüllen konnte, und als er eines Tages zu seinem Vater trat, lächelnd, stolz und in verhaltener Erregung: „Ich bin in der Klasse der Zweite“, sagte dieser: „Wir hatten gehofft, du würdest als Erster vor deine Eltern treten. Das hoffe ich für das nächste Jahr.“ Das zerschlug viel in Franziskus.

Von Frauen sprach man zu ihm nicht, und seine Seele und sein Körper wurden glühend. Nächte wurden groß von seiner Sehnsucht und Qual und blieben wach bis in die zer-

schlagenen Stunden des Morgens. Er begann, die Frau zu suchen.

Er suchte sie auf der Straße an hellen Nachmittagsstunden. Denn in der Dämmerung und am Abend hielt man ihn im Haus zurück. Draußen lauere die Versuchung, die Sünde, sagte man ihm. Hunderte heller Nachmittage des Niederrheins mit ihren durchsichtigen Fernen blühten ungesehen um ihn und wurden für ihn dunkel, schwer und beklemmend. Er suchte die Frau, wenn er zitternd vor den Fenstern der Kunstläden stand, er suchte sie im Konversationslexikon, wenn seine Eltern das Haus verlassen hatten. Die Schwere des Hauses legte sich auf ihn, und seine Einsamkeit wurde Angst. Konnten seine Eltern auch nicht vor Stunden zurückkehren, er stand bebend vor dem Buche, und furchtbar war die Schwere, mit der sich geheimnisvolle, dunkle Worte auf seinen Körper legten. So suchte er die Frau. Dann fand er sie in einer Ausstellung für Geschlechtskrankheiten. Dort erbrach er sich.

Man sprach nie zu ihm von Frauen. Aber man sprach zu ihm von Sünde. Von seinen Eltern hörte er kein Wort der Erlösung. Sie sprachen zu ihm von Gott. Sie hielten ihn zu Hause und forderten über jede Stunde Rechenschaft. Franziskus belog sie. Man entdeckte es und strafte ihn und ging an seiner Seele blind vorüber. Sie gaben ihm Bücher, und in ihnen stand von Frauen geschrieben. Knaben und junge Mädchen müssen den Frauen ritterlich gegenübertreten. Von mittelalterlichem Minnedienst stand viel darin. Von Gott und der Madonna.

Der fünfzehnjährige Franziskus liebte, liebte ein Mädchen mit schwarzem Haar und großen Samtaugen. Der Vater des Mädchens war Sekretär und trug den Kopf schräg auf einer verwachsenen Schulter. Für Franziskus versank alle Not. Blaßgelbe Tage mit einer feinen grauen Weite waren da; Farben und Töne wurden ihm wieder Leben und Freude. Grüne Wiesen, gelbe Blumen, blauer, unendlicher Himmel und graues, rauschendes Wasser, helle Leiber, die

rosafarben sich im Spiel der Wellen brachen, wenn sie in diese plötzlich durchsichtig gewordene Bläue ganz nackt hineinstiegen. Franziskus sah ihren Körper mit wunschlosen großen Augen an, wie er Wiesen ansah, Horizont und zwitschernde Vögel in der Luft. Es jauchzte sein Glück still und toll in seiner Brust. Elastisch war sein Gang. Der Himmel lachte, das Elternhaus lachte, die Ferne, die Zukunft, das Leben. Er hat nicht viel gesprochen in diesen Wochen. Aber die Süßigkeit der Stunden war das Entzücken seiner Seele, zarte, ruhige, selbstverständliche Küsse waren die Seligkeit seines Mundes. Mädchenworte bewahrte er in tiefster innerer Falte seines Daseins, und sie machten Nächte hell, in denen er sie vor ruhigen Stunden des Schlafes hervorholte. Vier Wochen waren diese Stunden aus durchsichtigem Glas, in dessen Spiegel sich die Welt und die Natur noch einmal klingend fingen. Darauf brach wieder alles zusammen und wurde dumpf und monoton. Man hatte ihn durch eine Wiese gehen sehen, ihn und ein Mädchen mit schwarzem Haar und Samtaugen. Man verbot es ihm. Man kicherte bei einem Mittagessen über einen verwachsenen Vater, der eine schiefe Schulter habe.

Es gab viel Scherben in Franziskus.

Franziskus war wie betäubt. Zum erstenmal in seinem Leben floh er vor sich. Er begann die Flucht vor seinem Wesen und seiner inneren Angst. Er wußte, daß nur eine Frau ihm Erlösung bringen könne. An die Knie einer Frau geschmiegt, hätte er geweint. Er hätte sich schlagen lassen und würde es vermocht haben, eine Frau zu schlagen. Nirgends fand er Ruhe. Er lief durch Straßen, die sich immer neu vor ihm weiteten. Die Enge eines Zimmers bedrückte ihn. Er vermochte nicht auf einem festen Punkt stehen zu bleiben. Sprach er mit einem Menschen, so bewegten sich seine Füße wie nach einem inneren Takt. Er begann, heimlich die Schule zu versäumen und Gewitter zu lieben. In flutendem, rauschendem Regen stand er auf weitem, ungeheurem Feld, und seine Augen zogen die leuchtenden Blitze

aus niedriggeballtem, düsterem Gewölk. Wenn seine Eltern zu Abendessen und Gesellschaften gegangen waren, streifte er durch die Stadt, sah in die vom Licht gelb gefärbten Gesichter der Menschen und fand seine Angst in tausend Augen wieder. Er sah viele glitzernde Frauen; aber wie ein Fetzen Papier flatterte er an ihnen vorüber.

Einmal besuchte er das Theater. Der Dichter Till Eulenspiegel sprach über Westfalen. Franziskus hörte: „Alle Menschen, Männer, Frauen und Kinder, gehen in der Hauptstadt Westfalens mit den Händen in Röcken und Hosentaschen über die Straße. Dann beten sie den Rosenkranz. Liebe bedeutet für sie Unkeuschheit. Es gilt als das größte Verbrechen, ein Frauenbild mit weit ausgeschnittenem Kleid länger zu betrachten. — Wunderbar sind die Kirchen; wie Spitzentücher stehen die gotischen Türme, durchbrochen vom Licht, in den blauen Dämmerungen. Alle Menschen essen dort hauptsächlich zwei Speisen, schon seit Jahrhunderten: Buchweizen und schwarzes Brot. Die Taten der Väter sind das Gesetz der Söhne. Der Himmel ist niedrig wie die Stirnen der Menschen. Eine große Dichterin des Landes floh vor ihren Verwandten, vor ihren Ahnen, — und suchte Erlösung. Sie saß am Bodensee, und als sie die Erlösung durch das Leben sah, als ihr durstendes Auge Ferne, Nacktheit und Welt trank, glaubte sie, es sei Sünde, und kehrte zu ihrem schwarzen Brot zurück. Sie starb innerlich zerbrochen, doch so, daß niemand es gemerkt hat."

Franziskus bebte. Er hätte Till Eulenspiegel in das Gesicht schlagen können, zerbeißen den Mund, der dies sprach. Er wußte, daß dieser Mensch von ihm sprach, von seinem Wesen, seinem Schicksal.

Weiter hastete er durch die Zeit. Tage und Wochen gingen wie eine Minute an ihm vorüber und steigerten ihn bis zu einer großen inneren Spannung. Das Leben wurde Silhouette. Nur bei seinem Freund konnte er etwas ruhen. Der war Lachen und Kraft. Er sah ihn nicht oft. Archivrat Drosse wollte es nicht. Denn er hatte gehört, daß er mit

Mädchen gehe, abends in Restaurants sitze und Sonntags tanze. Franziskus trieb von Woche zu Woche. Ein furchtbarer Druck hatte sich auf seinen Kopf gelegt. Er sprach nur oberflächliche Worte mit anderen Menschen. Eins aber litt er nie: daß man schlecht von Frauen redete. Rotes Blut schoß in seine Stirn, und er schlug jeden, der so sprach. Als eines Tages in der Religionsstunde der Professor sagte: „Wenn bei einer Geburt die Mutter oder das Kind sterben muß, so muß der Arzt die Mutter töten, daß das neue Leben gerettet werde und Gott keine Seele verliere“, sprang Franziskus auf und schrie: „Eine Frau, eine Mutter töten wegen eines lumpigen Kindes, pfui Teufel, ist das ein widerlicher Gott, der das verlangt!“ Franziskus wurde eines unanständigen Witzes wegen bestraft.

Einmal hat er versucht, bei dem Stellvertreter Gottes auf Erden Hilfe zu suchen. Er trat zu ihm ins Zimmer, wollte seine Not zeigen, hielt sie auf bittenden, flehenden Händen. Der Religionsprofessor sagte: „Ihnen sieht man das unsittliche Leben vom Gesichte ab.“

Franziskus erwiderte, da er irgendwo seinen Haß gegen den Menschen lassen mußte: „Ich bin nicht so glücklich, eine Haushälterin zu besitzen.“ Darauf wurde er vom Gymnasium gejagt.

Robert Musil

DIE EINSAMEN

Die beiden waren in der Konditorei eingekehrt. Dort saßen sie an einem kleinen Tische mit runder Platte, neben einem Fenster, das auf den Garten hinausging, unter einer Gaskrone, deren Lichter hinter den milchigen Glaskugeln leise summten.

Sie hatten es sich bequem gemacht, ließen sich die Gläschen mit wechselnden Schnäpschen füllen, rauchten Zigaretten, aßen dazwischen etwas Bäckerei und genossen das Behagen, die einzigen Gäste zu sein. Denn höchstens in den hinteren Räumen saß noch ein vereinzelter Besucher vor seinem Glase Wein; vorne war es still, und selbst die feiste angejahrte Konditorin schien hinter ihrem Ladentische zu schlafen.

Törleß sah — nur so ganz unbestimmt — durch das Fenster, in den leeren Garten hinaus, der allgemach sich verdunkelte.

Beineberg erzählte. Von Indien. Wie gewöhnlich. Denn sein Vater, der General war, war dort als junger Offizier in englischen Diensten gestanden. Und nicht nur hatte er wie sonstige Europäer Schnitzereien, Gewebe und kleine Industriegötzen mit herübergebracht, sondern auch etwas von dem geheimnisvollen, bizarren Dämmern des esoterischen Buddhismus gefühlt und sich bewahrt. Auf seinen Sohn hatte er das, was er von daher wußte und später noch hinzulas, schon von dessen Kindheit an übertragen.

Mit dem Lesen war es übrigens bei ihm ganz eigen. Er war Reiteroffizier und liebte durchaus nicht die Bücher im allgemeinen. Romane und Philosophie verachtete er gleichermaßen. Wenn er las, wollte er nicht über Meinungen und Streitfragen nachdenken, sondern schon beim Auf-

schlagen der Bücher wie durch eine heimliche Pforte in die Mitte auserlesener Erkenntnis treten. Es mußten Bücher sein, deren Besitz allein schon wie ein geheimes Ordenszeichen war und wie eine Gewährleistung überirdischer Offenbarungen. Und solches fand er nur in den Büchern der indischen Philosophie, die für ihn eben nicht bloße Bücher zu sein schienen, sondern Offenbarungen, Wirkliches — Schlüsselwerke wie die alchimistischen und Zauberbücher des Mittelalters. Mit ihnen schloß sich dieser gesunde, tatkräftige Mann, der strenge seinen Dienst versah und überdies seine drei Pferde fast täglich selber ritt, meist gegen Abend ein.

Dann griff er aufs Geratewohl eine Stelle heraus und sann, ob sich ihr geheimster Sinn ihm nicht heute erschlösse. Und nie war er enttäuscht, so oft er auch einsehen mußte, daß er noch nicht weiter als bis zum Vorhof des geheiligten Tempels gelangt sei.

So schwebte um diesen nervigen, gebräunten Freiluftmenschen etwas wie ein weihevolles Geheimnis. Seine Überzeugung, täglich am Vorabend einer niederschmetternd großen Enthüllung zu stehen, gab ihm eine verschlossene Überlegenheit. Seine Augen waren nicht träumerisch, sondern ruhig und hart. Die Gewohnheit, in Büchern zu lesen, in denen kein Wort von seinem Platze gerückt werden durfte, ohne den geheimen Sinn zu stören, das vorsichtige, achtungsvolle Abwägen eines jeden Satzes nach Sinn und Doppelsinn, hatte ihren Ausdruck geformt.

Nur mitunter verloren sich seine Gedanken in ein Dämmern von wohliger Melancholie. Das geschah, wenn er an den geheimen Kult dachte, der sich an die Originale der vor ihm liegenden Schriften knüpfte, an die Wunder, die von ihnen ausgegangen waren und Tausende ergriffen hatten, Tausende von Menschen, die ihm wegen der großen Entfernung, die ihn von ihnen trennte, nun wie Brüder erschienen, während er doch die Menschen seiner Umgebung, die er mit allen ihren Details sah, verachtete. In diesen Stunden wurde er mißmutig. Der Gedanke, daß sein Leben

verurteilt sei, ferne von den Quellen der heiligen Kräfte zu verlaufen, seine Anstrengungen verurteilt, an der Ungunst der Verhältnisse vielleicht doch zu erlahmen, drückte ihn nieder. Wenn er aber dann eine Weile betrübt vor seinen Büchern gesessen war, wurde ihm eigentümlich zumute. Seine Melancholie verlor zwar nichts von ihrer Schwere, im Gegenteil, ihre Traurigkeit steigerte sich noch, aber sie drückte ihn nicht mehr. Er fühlte sich mehr denn je verlassen und auf verlorenem Posten, aber in dieser Wehmut lag ein feines Vergnügen, ein Stolz, etwas Fremdes zu tun, einer unverstandenen Gottheit zu dienen. Und dann konnte wohl auch vorübergehend in seinen Augen etwas aufleuchten, das an den Aberwitz religiöser Ekstase gemahnte.

Beineberg hatte sich müde gesprochen. In ihm lebte das Bild seines wunderlichen Vaters in einer Art verzerrender Vergrößerung weiter. Jeder Zug war zwar bewahrt; aber das, was bei jenem ursprünglich vielleicht nur eine Laune gewesen war, die ihrer Exklusivität halber konserviert und gesteigert wurde, hatte sich in ihm zu einer phantastischen Hoffnung ausgewachsen. Jene Eigenheit seines Vaters, die für diesen im Grunde genommen vielleicht doch nur den gewissen letzten Schlupfwinkel der Individualität bedeutete, den sich jeder Mensch — und sei es auch nur durch die Wahl seiner Kleider — schaffen muß, um etwas zu haben, das ihn vor anderen auszeichne, war in ihm zu dem festen Glauben geworden, sich mittels ungewöhnlicher seelischer Kräfte eine Herrschaft sichern zu können.

Törleß kannte diese Gespräche zur Genüge. Sie gingen an ihm vorbei und berührten ihn kaum. Er hatte sich jetzt halb vom Fenster abgewandt und beobachtete Beineberg, der sich eine Zigarette drehte.

Und er fühlte wieder jenen merkwürdigen Widerwillen gegen diesen, der zuzeiten in ihm aufstieg. Diese schmalen, dunklen Hände, die eben geschickt den Tabak in das Papier rollten, waren doch eigentlich schön. Magere Finger, ovale, schön gewölbte Nägel; es lag eine gewisse Vornehm-

heit in ihnen. Auch in den dunkelbraunen Augen. Auch in der gestreckten Magerkeit des ganzen Körpers lag eine solche. Freilich — die Ohren standen mächtig ab, das Gesicht war klein und unregelmäßig, und der Gesamteindruck des Kopfes erinnerte an den einer Fledermaus. Dennoch — das fühlte Törleß, indem er die Einzelheiten gegeneinander abwog, ganz deutlich — waren es nicht die häßlichen, sondern gerade die vorzüglicheren derselben, die ihn so eigentümlich beunruhigten.

Die Magerkeit des Körpers — Beineberg selbst pflegte die stahlschlanken Beine homerischer Wettläufer als sein Vorbild zu preisen — wirkte auf ihn durchaus nicht in dieser Weise. Törleß hatte sich darüber bisher noch nicht Rechenschaft gegeben, und nun fiel ihm im Augenblicke kein befriedigender Vergleich ein. Er hätte Beineberg gerne scharf ins Auge gefaßt, aber dann hätte es dieser gemerkt, und er hätte irgendein Gespräch beginnen müssen. Aber gerade so — da er ihn nur halb ansah und halb in der Phantasie das Bild ergänzte — fiel ihm der Unterschied auf. Wenn er sich die Kleider vom Körper wegdachte, so war es ihm ganz unmöglich, die Vorstellung einer ruhigen Schlankheit festzuhalten, vielmehr traten ihm augenblicklich unruhige, sich windende Bewegungen vor das Auge, ein Verdrehen der Gliedmaßen und Verkrümmen der Wirbelsäule, wie man es in alten Darstellungen des Martyriums oder in den grotesken Schaubietungen der Jahrmarktartisten finden kann.

Auch die Hände, die er ja gewiß ebensogut in dem Eindrucke irgendeiner formvollen Geste hätte festhalten können, dachte er nicht anders als in einer fingernden Beweglichkeit. Und gerade an ihnen, die doch eigentlich das Schönste an Beineberg waren, konzentrierte sich der größte Widerwille. Sie hatten etwas Unzüchtiges an sich.

Das war wohl der richtige Vergleich. Und etwas Unzüchtiges lag auch in dem Eindrucke verrenkter Bewegungen, den der Körper machte. In den Händen schien es sich nur gewissermaßen anzusammeln und schien von ihnen wie das

Vorgefühl einer Berührung auszustrahlen, das Törleß einen ekligen Schauer über die Haut jagte. Er war selbst über seinen Einfall verwundert und ein wenig erschrocken. Denn schon zum zweitenmal an diesem Tage geschah es, daß sich etwas Geschlechtliches unvermutet und ohne rechten Zusammenhang zwischen seine Gedanken drängte.

Beineberg hatte sich eine Zeitung genommen, und Törleß konnte ihn jetzt genau betrachten.

Da war tatsächlich kaum etwas zu finden, das dem plötzlichen Auftauchen einer solchen Ideenverknüpfung auch nur einigermaßen hätte zur Entscheidung dienen können.

Und doch wurde das Mißbehagen aller Unbegründung zum Trotz immer lebhafter. Es waren noch keine zehn Minuten des Schweigens zwischen den beiden verstrichen, und dennoch fühlte Törleß seinen Widerwillen bereits auf das äußerste gesteigert. Eine Grundstimmung, Grundbeziehung zwischen ihm und Beineberg schien sich darin zum ersten Male zu äußern, ein immer schon lauernd dagewesenes Mißtrauen schien mit einem Male in das bewußte Empfinden aufgestiegen zu sein.

Die Situation zwischen den beiden spitzte sich immer mehr zu. Beleidigungen, für die er keine Worte wußte, drängten sich Törleß auf. Eine Art Scham, so als ob zwischen ihm und Beineberg wirklich etwas vorgefallen wäre, versetzte ihn in Unruhe. Seine Finger begannen unruhig auf der Tischplatte zu trommeln. —

Endlich sah er, um diesen sonderbaren Zustand loszuwerden, wieder zum Fenster hinaus.

Beineberg blickte jetzt von der Zeitung auf; dann las er irgendeine Stelle vor, legte das Blatt weg und gähnte.

Mit dem Schweigen war auch der Zwang gebrochen, der auf Törleß gelastet hatte. Belanglose Worte rannen nun vollends über diesen Augenblick hinweg und verlöschten ihn. Es war ein plötzliches Aufhorchen gewesen, dem nun wieder die alte Gleichgültigkeit folgte ...

„Wie lange haben wir noch Zeit?“ fragte Törleß. „Zweieinhalb Stunden.“ Dann zog er fröstelnd die Schultern hoch. Er fühlte wieder die lähmende Gewalt der Enge, der es entgegenging. Der Stundenplan, der tägliche Umgang mit den Freunden. Selbst jener Widerwille gegen Beineberg wird nicht mehr sein, der für einen Augenblick eine neue Situation geschaffen zu haben schien.

„... Was gibt es heute zum Abendessen?“

„Ich weiß nicht.“

„Was für Gegenstände haben wir morgen?“

„Mathematik.“

„O? Haben wir etwas auf?“

„Ja, ein paar neue Sätze aus der Trigonometrie; doch du wirst sie treffen, es ist nichts Besonderes an ihnen.“

„Und dann?“

„Religion.“

„Religion? Ach ja. Das wird wieder etwas werden... Ich glaube, wenn ich so recht im Zug bin, könnte ich geradesogut beweisen, daß zwei mal zwei fünf ist, wie daß es nur einen Gott geben kann ...“

Beineberg blickte spöttisch zu Törleß auf. „Du bist darin überhaupt komisch; mir scheint fast, daß es dir selbst Vergnügen bereitet; wenigstens glänzt dir der Eifer nur so aus den Augen ...“

„Warum nicht?! Ist es nicht hübsch? Es gibt immer einen Punkt dabei, wo man dann nicht mehr weiß, ob man noch lügt oder ob das, was man erfunden hat, wahrer ist als man selber.“

„Wieso?“

„Nun, ich meine es ja nicht wörtlich. Man weiß ja gewiß immer, daß man schwindelt; aber trotzdem erscheint einem selbst die Sache mitunter so glaubwürdig, daß man gewissermaßen, von seinen eigenen Gedanken gefangengenommen, stillsteht.“

„Ja, aber was bereitet dir denn daran Vergnügen?“

„Eben dies. Es geht einem so ein Ruck durch den Kopf, ein Schwindel, ein Erschrecken ...“

„Ach hör auf, das sind Spielereien!“

„Ich habe ja nicht das Gegenteil behauptet. Aber jedenfalls ist mir dies in der ganzen Schule noch das Interessanteste.“

„Es ist so eine Art mit dem Gehirn zu turnen; aber es hat doch keinen rechten Zweck.“

„Nein“, sagte Törleß und sah wieder in den Garten hinaus. In seinem Rücken — ferne — hörte er die Gasflammen summen. Er verfolgte ein Gefühl, das melancholisch, wie ein Nebel, in ihm aufstieg.

„Es hat keinen Zweck. Du hast recht. Aber man darf sich das gar nicht sagen. Von alldem, das wir den ganzen Tag lang in der Schule tun — was davon hat eigentlich einen Zweck? Wovon hat man etwas? Ich meine etwas für sich haben — du verstehst? Man weiß am Abend, daß man wieder einen Tag gelebt hat, daß man so und so viel gelernt hat, man hat dem Stundenplan genügt, aber man ist dabei leer geblieben — innerlich meine ich, man hat sozusagen einen ganz innerlichen Hunger ...“

Beineberg brummte etwas von Üben, Geist vorbereiten — noch nichts anfangen können — später ...

„Vorbereiten? Üben? Wofür denn? Weißt du etwas Bestimmtes? Du hoffst vielleicht auf etwas, aber auch dir ist es ganz ungewiß. Es ist so; ein ewiges Warten auf etwas, von dem man nichts anderes weiß, als daß man darauf wartet ... Das ist so langweilig ...“

„Langweilig ...“, dehnte Beineberg nach und wiegte mit dem Kopfe.

Törleß sah noch immer in den Garten. Er glaubte das Rascheln der welken Blätter zu hören, die der Wind zusammentrug. Da kam jener Augenblick intensivster Stille, der stets dem völligen Dunkelwerden kurz vorangeht. Die Formen, welche sich immer tiefer in die Dämmerung gebettet

hatten, und die Farben, welche zerflossen, schienen für Sekunden stillzustehen, den Atem anzuhalten ...

„Höre, Beineberg“, sprach Törleß, ohne sich zurückzuwenden, „es muß während des Dämmerns immer einige Augenblicke geben, die ganz eigener Art sind. So oft ich es beobachte, kehrt mir dieselbe Erinnerung wieder. Ich war noch sehr klein, als ich um diese Stunde einmal im Walde spielte. Das Dienstmädchen hatte sich entfernt; ich wußte das nicht und glaubte es noch in meiner Nähe zu empfinden. Plötzlich zwang mich etwas aufzusehen. Ich fühlte, daß ich allein sei. Es war plötzlich so still. Und als ich um mich blickte, war mir, als stünden die Bäume schweigend im Kreise und sähen mir zu. Ich weinte; ich fühlte mich so verlassen von den Großen, den leblosen Geschöpfen preisgegeben ... Was ist das? Ich fühle es häufig wieder. Dieses plötzliche Schweigen, das wie eine Sprache ist, die wir nicht hören?“

„Ich kenne das nicht, was du meinst; aber warum sollten nicht die Dinge eine Sprache haben? Können wir doch nicht mit Bestimmtheit behaupten, daß ihnen keine Seele zukommt!“

Törleß gab keine Antwort. Beinebergs spekulative Auffassung behagte ihm nicht.

Nach einer Weile begann aber dieser: „Warum siehst du noch fortwährend zum Fenster hinaus? Was findest denn du daran?“

„Ich denke noch immer nach, was das sein mag?“ In Wahrheit hatte er aber bereits an etwas Weiteres gedacht, was er nur nicht eingestehen wollte. Die hohe Anspannung, das Lauschen auf ein ernstes Geheimnis und die Verantwortung, mitten in noch unbeschriebene Beziehungen des Lebens zu blicken, hatte er nur für einen Augenblick aushalten können. Dann war wieder jenes Gefühl des Allein- und Verlassenseins über ihn gekommen, das stets dieser zu hohen Anforderung folgte. Er fühlte: hierin liegt etwas,

das jetzt noch zu schwer für mich ist, und seine Gedanken flüchteten zu etwas anderem, was auch darin lag, aber gewissermaßen nur im Hintergrunde und auf der Lauer: die Einsamkeit.

Aus dem verlassenen Garten tanzte hie und da ein Blatt an das erleuchtete Fenster und riß auf seinem Rücken einen hellen Streifen in das Dunkel hinein. Dieses schien auszuweichen, sich zurückzuziehen, um im nächsten Augenblicke wieder vorzurücken und unbeweglich wie eine Mauer vor den Fenstern zu stehen. Es war eine Welt für sich, dieses Dunkel. Wie ein Schwarm schwarzer Feinde war es über die Erde gekommen und hatte die Menschen erschlagen und vertrieben oder was immer getan, das jede Spur von ihnen auslöschte. Und Törleß schien es, daß er sich darüber freue. Er mochte in diesem Augenblick die Menschen nicht, die Großen und Erwachsenen. Er mochte sie nie, wenn es dunkel war. Er war gewöhnt, sich dann die Menschen wegzudenken. Die Welt erschien ihm danach wie ein leeres, finsteres Haus und in seiner Brust war ein Schauer, als sollte er nun von Zimmer zu Zimmer suchen — dunkle Zimmer, von denen man nicht wußte, was ihre Ecken bargen —, tastend über die Schwellen schreiten, die keines Menschen Fuß außer dem seinen mehr betreten sollte, bis — in einem Zimmer sich die Türen plötzlich vor und hinter ihm schlössen und er der Herrin selbst der schwarzen Scharen gegenüberstände. Und in diesem Augenblicke würden auch die Schlösser aller anderen Türen zufallen, durch die er gekommen, und nur weit von den Mauern würden die Schatten der Dunkelheit wie schwarze Eunuchen auf Wache stehen und die Nähe der Menschen fernhalten.

Das war seine Art der Einsamkeit, seit man ihn damals im Stiche gelassen hatte — im Walde, wo er so weinte. Sie hatte für ihn den Reiz eines Weibes und einer Unmenschlichkeit. Er fühlte sie als eine Frau, aber ihr Atem war nur ein Würgen in seiner Brust, ihr Gesicht ein wirbelndes Vergessen aller menschlichen Gesichter und die

Bewegungen ihrer Hände Schauer, die ihm über den Leib jagten ...

Er fürchtete diese Phantasie, denn er war sich ihrer ausschweifenden Heimlichkeit bewußt, und der Gedanke, daß diese Vorstellungen immer mehr Herrschaft über ihn gewinnen könnten, beunruhigte ihn. Aber gerade dann, wenn er sich am ernstesten und reinsten glaubte, überkamen sie ihn. Man könnte sagen, als eine Reaktion auf diese Augenblicke, wo er empfindsame Erkentnisse ahnte, die sich zwar in ihm schon vorbereiteten, aber seinem Alter noch nicht entsprachen. Denn in der Entwicklung einer jeden feinen moralischen Kraft gibt es einen solchen Punkt, wo sie die Seele schwächt, deren kühnste Erfahrung sie einst vielleicht sein wird — so als ob sich ihre Wurzeln erst suchend senken und den Boden zerwühlen müßten, die sie nachher zu stützen bestimmt sind —, weswegen Jünglinge mit großer Zukunft meist eine an Demütigungen reiche Vergangenheit besitzen.

Törleß' Vorliebe für gewisse Stimmungen war die erste Andeutung einer seelischen Entwicklung, die sich später als ein Talent des Staunens äußerte. Späterhin wurde er nämlich von einer eigentümlichen Fähigkeit geradezu beherrscht. Er war dann gezwungen, Ereignisse, Menschen, Dinge, ja sich selbst häufig zu empfinden, daß er dabei das Gefühl sowohl einer unauflöslichen Unverständlichkeit als einer unerklärlichen, nie völlig zu rechtfertigenden Verwandtschaft hatte. Sie schienen ihm zum Greifen verständlich zu sein und sich doch nie restlos in Worte und Gedanken auflösen zu lassen. Zwischen den Ereignissen und seinem Ich, ja zwischen seinen eigenen Gefühlen und irgendeinem innersten Ich, das nach ihrem Verständnis begehrte, blieb immer eine Scheidelinie, die wie ein Horizont vor seinem Verlangen zurückwich, je näher er ihr kam. Ja, je genauer er seine Empfindungen mit den Gedanken umfaßte, je bekannter sie ihm wurden, desto fremder und unverständlicher schienen sie ihm gleichzeitig zu werden,

so daß es nicht einmal mehr schien, als ob sie vor ihm zurückwichen, sondern als ob er selbst sich von ihnen entfernen würde, und doch die Einbildung, sich ihnen zu nähern, nicht abschütteln könnte.

Dieser merkwürdige, schwer zugängliche Widerspruch füllte später eine weite Strecke seiner geistigen Entwicklung, er schien seine Seele zerreißen zu wollen und bedrohte sie lange als ihr oberstes Problem.

Vorläufig kündigte sich die Schwere dieser Kämpfe aber nur in einer häufigen plötzlichen Ermüdung an und schreckte Törleß gleichsam schon von ferne, sobald ihm aus irgendeiner fragwürdig sonderbaren Stimmung — wie vorhin — eine Ahnung davon wurde. Er kam sich dann so kraftlos vor wie ein Gefangener und Aufgegebener, gleichermaßen von sich wie von den anderen Abgeschlossener; er hätte schreien mögen vor Leere und Verzweiflung, und statt dessen wandte er sich gleichsam von diesem ernsten und erwartungsvollen, gepeinigten und ermüdeten Menschen in sich ab und lauschte — noch erschrocken von diesem jähen Verzichten und schon entzückt von ihrem warmen, sündigen Atem — auf die flüsternden Stimmen, welche die Einsamkeit für ihn hatte.

Törleß machte plötzlich den Vorschlag zu zahlen. In Beinebergs Augen blitzte ein Verstehen auf; er kannte die Stimmung. Törleß war dieses Einverständnis zuwider; seine Abneigung gegen Beineberg wurde wieder lebendig, und er fühlte sich durch die Gemeinschaft mit ihm geschändet. Aber das gehörte fast schon mit dazu. Das Schändliche ist eine Einsamkeit mehr und eine neue finstere Mauer.

Und ohne miteinander zu sprechen, schlugen sie einen bestimmten Weg ein.

INHALT

	Seite
Hermann Hesse, Beginn der Krankheit	7
Ossip Dymow, Beleidigung	16
Fjodor Ssologub, Der Stachel des Todes	30
Stefan Zweig, Die Gouvernante	69
Josef Mühlberger, Dunkler Frühling	87
Adolf von Hatzfeld, Die Qual des Fühlens	124
Robert Musil, Die Einsamen	130

OSSIP DYMOW

geb. 1878 in Byalistok, bekannter russischer Schriftsteller, dessen zarte Analyse der Kinderseele in verschiedenen Novellen ihren Niederschlag fand. Die Novelle ist dem Buch „Der Knabe Wlass“ (Kurt Wolff Verlag, München, jetzt New York) entnommen.

ADOLF VON HATZFELD

geboren am 3. November 1892 in Olpe in Westf., wurde 1918 durch den legendarischen Roman „Franziskus“ (Paul Cassirer Verlag, Berlin) bekannt; unser Beitrag ist ein Teilabschnitt daraus. 1923 veröffentlichte er den Roman „Die Lemminge“ und bis 1925 fünf Gedichtbände und den Band „Aufsätze“.

HERMANN HESSE

geboren am 2. Juli 1877 in Calw (Württemberg). Durch seine frühen Romane „Peter Camenzind“, „Unterm Rad“, „Gertrud“ und „Roßhalde“ sowie die Novellensammlungen „Diesseits“ und „Nachbarn“ hatte er schon einen großen Namen im deutschen Bürgertum errungen, als er mit dem Roman „Demian“ (1918), der Legende „Siddharta“ und dem Novellenband „Klingsors letzter Sommer“ entscheidenden Einfluß auf die Generation des ersten Weltkriegs gewann. 1927 erschien der Roman „Steppenwolf“ und 1930 „Narziß und Goldmund“. Die Sammelausgabe der Gedichte erwies ihn als bedeutenden Lyriker. Schon seit 1914 hatte Hesse von der Schweiz aus — damals gemeinsam mit Romain Rolland — einen Kampf gegen die Hysterie der Militaristen geführt. Während des Dritten Reiches erhob er immer wieder seine Stimme für Freiheit und Frieden. Der Nobelpreis 1946 war die Anerkennung, die die Welt seinem Kampf zollte. Das Alterswerk „Das Glasperlenspiel“ trug ihm hohe Ehren ein. Das neue Deutschland verlieh ihm den Goethepreis. Dem Roman „Roßhalde“ (S. Fischer) ist unsere Erzählung entnommen.

JOSEF MÜHLBERGER

geboren am 3. April 1903 in Trautenau/Böhmen. Er veröffentlichte „Die Knaben und der Fluß“, „Die große Glut“ und das Drama „Wallenstein“, ferner Studien über Stifter, Rilke, G. Hauptmann, Kafka, Goethe und die Antike.

ROBERT MUSIL

geboren am 6. November 1880 in Klagenfurt. Gestalter einer neuartigen Gefühlspsychologie, die in einem mystischen Erlebnis gipfelt. Dies erweist sich schon in seinem Buch „Die Verwirrungen des Zöglings Törless“ (1906, S. Fischer Verlag, Berlin) — dem unser Beitrag entstammt —, seinen Dramen und den Novellensammlungen „Vereinigungen“ und „Drei Frauen“. Das Hauptwerk seines Lebens aber ist „Der Mann ohne Eigenschaften“. Am 15. April 1942 erlag er im Genfer Exil einem Gehirnschlag. Aus seinem hinterlassenen großen Romanfragment erschienen bisher nur Auszüge.

FJODOR SSOLOGUB

geboren am 17. Februar 1863 in Petersburg und dort am 5. Dezember 1927 gestorben. Wohl der berühmteste Dichter der „Dekadenten“. Seine Romane und Erzählungen wurden auch ins Deutsche übersetzt, der bekannteste: „Der kleine Dämon“. Unser Beitrag ist aus „Der Kuß des Ungeborenen“ (Gustav Kiepenheuer Verlag, Weimar).

HEINZ STROH

geboren am 31. Mai 1899 in Berlin, verließ Deutschland 1933 und kehrte im Juli 1945 zurück. Er verfaßte folgende Bücher: „Der hymnische Vagant — Das Leben Jean Arthur Rimbauds“, „Anfang und Ende“ (Novellen), „Der große Europäer, Eine Eduard-Bensech-Biographie“, „Eine Reise durch die Zeit“ und „Dreizehn Kurzgeschichten“.

STEFAN ZWEIG

geboren am 28. November 1881 in Wien, vermittelte als Essayist und Übersetzer vor allem romanische Lyrik (Verlaine, Verhaeren u. a.). Seine eigenen „Gesammelten Gedichte“ erschienen 1924. In Deutschland wurde er hauptsächlich durch seine Novellenbände bekannt. — „Die Gouvernante“ ist aus dem Band „Erstes Erlebnis“ (Insel-Verlag, Leipzig). — Internationalen Ruf erwarb er sich als Meister des deutenden biographischen Essays („Die Meister“, „Der Kampf mit dem Dämon“ und „Drei Dichter ihres Lebens“). Zweig lebte in Salzburg und emigrierte vor den Nazis nach Amerika. Bedrückt vom Schicksal der Welt, beging er 1942 in Brasilien Selbstmord. Sein letztes Werk ist „Die Welt von gestern“.


UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 072385062